

*„Hätte man mir ein Bild der Welt von heute gezeigt, ich hätte diesem Bild nicht geglaubt. obwohl meine Zukunftsvisionen düster genug waren. Der Rest von Arglosigkeit, mit dem ich damals noch ausgestattet gewesen sein muss, ist mir vergangen. Ein Vorsatz der schwer zu befolgen ist, der uneingelöst bleibt und sich daher dauerhaft hält, ist mir geblieben: Der Spur der Schmerzen nachgehen.“
(Christa Wolf 2009)*

Am Anfang und am Ende unserer Zeit – Überlegungen aus Anlass von Christa Wolfs Reflexionen im Epochenbruch

I. Vorbemerkung und Einstimmung des Schreibenden wie der Leser

Distanznahmen

Ich habe mich nach dem Ende meiner Erwerbstätigkeit, neben fortlaufenden arbeitspolitischen Aktivitäten, vornehmlich im Rahmen des ‚Forums Neue Politik der Arbeit‘, vor allem damit befasst, meine langjährige wissenschaftliche Arbeit (selbst)kritisch im Blick nach vorne zu reflektieren und einen Beitrag zur besseren grundagentheoretischen Fundierung solcher Arbeit zu leisten. Nun, gut dreieinhalb Jahre nach dem Ende meiner Erwerbstätigkeit, habe ich mich dazu entschlossen, noch einmal arbeitsforscherisch aktiv zu werden. Auch diese Entscheidung und die sich daraus ergebenden Schritte begleite ich mit fortlaufender Textproduktion, denn Schreiben ist für mich zu einem Zustand geworden, und insofern jedenfalls bin ich wohl doch ein Schriftsteller. Im nachfolgenden Essay geht es - ganz anders als in einem parallel entstandenen Aufsatz, der, auf neue empirische Arbeitsforschung hin geschrieben, Arbeit, Politik, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik zum Thema hat - noch einmal um Distanznahme. Um Distanznahme gegenüber den gesellschaftlichen Prozessen, zu denen ich mich seit langem als wissenschaftlicher Beobachter verhalte und zu mir selbst als Beobachter und zugleich arbeitspolitisch aktiv Handelnder. Dabei lasse mich eher von philosophischen, aber vor allem auch literarischen Texten anregen.

Natürlich stehen wir in allem, was wir tun, als Menschen immer auch neben uns. Auch wo wir als Menschen der Praxis handeln, der wissenschaftlichen wie der außerwissenschaftlichen Praxis, sind wir immer zugleich Beobachter unserer Selbst. Helmuth Plessner hat dies in seiner Philosophischen Anthropologie mit der Formel der „exzentrischen Positionalität“ des Menschen umschrieben. Charakteristisch ist dabei freilich in aller Regel, dass wir in der stetigen Mischung von Alltagsroutinen und

sorgfältiger reflektierten Orientierungsbemühungen in einer Perspektive des stetigen „Weiter so“ denken und handeln. Aber es gibt im Verlauf eines Lebens auch bestimmte „Stationen“, an denen man sich zu einem grundlegenden Nachdenken herausgefordert sehen mag. Für mich galt dies (1) zunächst für die Zeit nach dem Ende meiner Schulzeit an der Schwelle zu den frühen Aufbruchjahren 1967/68 – zwischen Wehrdienstverweigerung, nach zuvor freiwilligem Eintritt in die Bundeswehr, und ersten Berührungen mit der Studentenbewegung der 1968er Jahre -; (2) dann im Sommer 1981 – nach einem ersten Jahrzehnt stark politisch überformter Berufstätigkeit vor dem eigentlich zweiten Berufseinstieg und parallel dazu der wirklichen Gründung einer Familie und (3) schließlich, aus wachsender Verunsicherung angesichts der Zeitläufte im Epochenbruch, verbunden mit wissenschaftlichen wie wiederum auch persönlichen Herausforderungen zur Reorientierung, wiederholt im letzten Jahrzehnt meiner Berufstätigkeit – vorzugsweise während verschiedener Urlaube in den Jahren zwischen 2004 (Kreta), 2007 (Verdings/Südtirol) und auch doch danach in den Jahren 2009 bis 2011). Im Rückblick war so der kurze Herbsturlaub auf Kreta Einstimmung für und Auftakt zu stetig neuen Reflexionsprozessen und Selbstüberprüfungen. Ich sah mich am Anfang europäischer Kulturgeschichte mit dem nicht auszuschließenden Blick auf dessen Ende angesichts des drohenden Scheiterns der letzten Chance des westlichen Zivilisationsmodells (Arendt). Eine erste Phase neuerlicher intensiver Lektüre ihrer wichtigsten Arbeiten lag gerade hinter mir, und ich fand Anlass, aus ähnlichen Blickwinkeln auf meine Biographie zu schauen.

Prägend waren in den seitherigen Reflexionsprozessen wachsende Zweifel an den bis dahin für tragfähig erachteten, ja wiederholt kritisch überprüft und neu ausgearbeiteten, wissenschaftlichen Orientierungen. Solche Zweifel sind über mich sicherlich nicht in der Weise „hereingebrochen“, wie das bei Christa Wolf in ihrem letzten Roman „Stadt der Engel“ sichtbar wird, aus dem das diesem Essay vorangestellte Zitat entnommen ist. Zum einen gab es für mich kein vergleichbar einschneidendes Ereignis, wie es die Implosion der DDR für Christa Wolf gewesen ist. Ich bin als Bürger der Bundesrepublik Deutschland von Beginn meiner politisch bewussten Biographie an viel stärker in Denkrichtungen des westlichen Marxismus sozialisiert worden – und ich habe mich dabei früh mit dazu kritischen Strömungen – vom Existenzialismus über die Frankfurter Schule bis hin politischen Humanismus einer Hannah Arendt – auseinandergesetzt. Zum anderen sah ich mich nicht, wie die in ihrem ganzen Lebensentwurf dem „Wahr Sprechen“ verpflichtete Schriftstellerin, die exponiert eine öffentliche Person war, plötzlich mit der Frage konfrontiert, ob ich mich – und dann auch Andere - nicht über eine wachsende kritische Distanz zum Realsozialismus selbst hinweggetäuscht und mich, somit in moralisch vor mir selbst angreifbarer Weise, mit bestehenden Herrschaftsverhältnissen eingelassen hatte. Als Bürger der Bundesrepublik hatte ich zudem an einem gesellschaftlichen Ort gelebt, an dem es deutlich einfacher gewesen war, sich halbwegs gradlinig Handelnd zu entwickeln – und als nur leidlich erfolgreicher Wissenschaftler war ich bei weitem weniger als öffentliche Person exponiert – und damit natürlich auch viel weniger

verletzlich. Aber mit Zweifeln, bisweilen auch Selbstzweifeln hatte auch ich wiederholt zu kämpfen. Am Beginn erneuter grundlegender Reflexionen vor etwa einem Jahrzehnt stand allerdings eher eine gewisse Gelassenheit. Sie folgte aus der Gewissheit, Kurs gehalten zu haben, mochte das Boot auch schlecht ausgestattet sein und die See rauer werden. Mein zweifelndes Nachdenken während eines Kreta-Urlaubs 2004 war zwar auch ziemlich grundsätzlicher Art, aber es geschah doch in ziemlicher Gelassenheit – sicher auch, weil sich das Bild der Welt in den folgenden zehn Jahren noch einmal deutlich verdüstert hat.

Am Anfang und am Ende unserer Zeit

In der heraufziehenden Abenddämmerung werden alle Konturen undeutlich. Die scharfen Grate der Bergkette über dem Meeresstrand verschwimmen gegen den milchigen – pflaumenblauen, ganz langsam dunkelnden Abendhimmel. Erste Sterne glimmen auf. Der fast gerundete Mond schwimmt tief über dem Meer zwischen einigen Wolkenschleiern. Auf dem Wasser beginnt es zu schimmern wie Perlmutter. Die Häuser an der Hafepromenade von Chersonissos haben Lichter aufgesteckt. Die Wunden, die die Touristenstädte in diesen Küstenstreifen geschlagen haben zwischen dem Strand aus grauem Kies und den Berghängen mit ihrem spärlichen Grün, werden von dem dämmrigen Abendlicht gnädig verhüllt. Weit draußen auf dem Meer blinkt die Lampe eines Fischerbootes. Die feine Linie am Horizont hinter ihm schwimmt wie jeden Abend unter dem violett-blauen Dämmerlicht. Für wenige Augenblicke versinkt Kreta in Unwirklichkeiten.

Das lärmende Treiben aus den Restaurants, Bars und Diskotheken unten an der Promenade dringt mit der leichten Abendbrise nicht bis hier oben herauf, und die Hotelbar in meinem Rücken ist noch fast unbesetzt. Die Gäste sitzen jetzt im Speisesaal. Ich warte. Renate macht sich noch frisch nach der Fahrt über die Insel heute. Die Musik spielt unaufdringlich leise. Ich kenne das Stück nicht, aber es unterstützt eine leicht melancholische Abendstimmung. Ich trinke einen kleinen Schluck von dem Ouzo. Ich lasse den Blick noch einmal über die weite Bucht schweifen. Monet könnte sie in diesen Farben gemalt haben. Von Norden nähert sich wieder ein Flieger. Jeden Abend schweben sie hier ein, wenn sie neue Touristen nach Heraklion bringen. Zuerst sieht man das schwache Blinken der beiden Positionslampen, dann, wenn die Maschinen ihre leichte Rechtskurve zum Landeanflug ziehen, blickt man direkt in ein hell leuchtendes Licht. Der Flieger wird sicher landen. Die Touristen werden sich zerstreuen. Sie sind gekommen ihre Auszeiten zu nehmen, an den Stränden, Swimmingpools und Tennisplätzen während des Tages und an den Bars und Diskotheken des Nachts. Etliche werden in Bussen oder mit einem Mietwagen über die Insel fahren. Sie werden ihre verwundeten Landschaften um die größeren Städte und Touristenzentren der Nordküste sehen - und darüber hinweg blicken. Hinter dem Lärm und Schmutz der wüsten Vorstädte spüren manche vielleicht dem Reiz historischer Stadtkerne nach, venezianischer Bürgerhäuser und Festungen und einiger osmanischer Moscheen und Minarette. Oder andere werfen einen Blick auf die Steinmauern, die uns von den minoischen

Palästen geblieben sind. Sie werden im Vorbeigehen auf die Wandbilder des Stiers, des Lilienprinzen, der Delphine blicken. Erinnerungen an Anfänge, von denen wir wenig wissen. Selbst im Palast des Minos wirken die Ruinen für den flüchtigen Betrachter eher bescheiden gegen die späteren griechischen Tempel. Schlanke Marmorsäulen recken sich hier nicht in einen blauen Himmel. Keine aus dem Marmor herausgearbeiteten, fast lebendig bewegten Statuen, blicken von hohen Friesen auf die Besucher herab. Der Verehrung der Götter einer versunkenen Zeit spürt man hier nicht nach. Statt einer herrschaftlich eingerichteten kriegerischen Welt, auf die ihre Götter herabblickten, begegnet man hier eher einem Nachhall geselligen Lebens und verspielter Fröhlichkeit. Und verehrt wurden an diesem Ort wohl auch noch Gottheiten älterer, auch noch matriarchalisch geprägter Zeit.

Die Ruinen des Palastes von Knossos ziehen so noch einmal vor meinem Auge vorbei, und Bilder anderer Ruinenlandschaften, in Athen, Rom, Paestum, werden wachgerufen. Es war nie, wie das Diderot für sich beschrieben hat, die Vergänglichkeit von allem, die mich da berührt hat. Ich wurde nicht zu einem Nachsinnen über einen philosophischen Materialismus angeregt. Ich war in solchen Ruinen auf andere Weise in Gedanken versunken mehr bei mir selbst und mir selbst näher als der große Philosoph. Ruinen gewinnen für mich ihre Erhabenheit, weil der bunte Alltag des menschlichen Lebens gleichsam von ihnen abgestreift ist. Die Menschen sind fort. Wir sehen nur Spuren. Spuren einer vergangenen Welt, Überreste davon, wie einmal Menschen sich, ihr Zusammenleben, wie auch die Transzendenz dieser von ihnen gemeinsam geteilten Welt, gedacht und gestaltet haben – besonders deutlich gerade deshalb, weil die bunte Rinde des Alltags verschwunden ist. Ich weiß noch, wie ich dies zuerst gespürt habe, wenn auch sicher noch nicht so formulieren konnte: in Ostia Antiqua, während der Italienreise meiner Abiturklasse, oder in den Ruinen der Tiberius-Villa auf Capri – wo mein Blick - über Himmel und Meer schweifend, über Ruinen und üppigen Pflanzenwuchs - den Abglanz von Vergangenheiten und die überwältigende Schönheit von Insel und Meer hier und jetzt, erfassen konnte; da ich von allen diesen Eindrücken und Empfindungen zugleich gefangen genommen wurde, in eben diesem einen Augenblick.

Meine Gedanken kehren zu den Ruinen der Minoer zurück. Vielleicht könnte man sich hier auch Menschen vorstellen, die geschäftig waren auf der Straße zum Palast des Minos - unter dessen Resten man den verborgenen Schrecken ihres Labyrinths nicht sieht, die dunkleren Unterseiten der schöneren Bilder, die wir uns heute lieber machen -, oder die in seinen Räumen lebten, die wohnlich wirken und unbefestigt geblieben waren zu den Zeiten der Anfänge Europas. Man konnte hier einen Blick werfen auf den womöglich ersten Königsthron, der uns überliefert ist. Man möchte sich vorstellen, der unbefestigte Palast sei ein Hinweis auf damals friedliche Zeiten. Aber es kamen keine Feinde über das Meer, weil die Schiffe der Kreter es beherrscht haben. Wo lag die Zeit dieser Insel der Minoer in den Geschichten der Alten von dem goldenen Zeitalter, das dem silbernen vorausging, vor ihrer eigenen Zeit, in

Geschichten, von denen die alten Griechen und Römer sich von einer vergangenen besseren Zeit erzählt haben? Wie hatte die Insel ausgesehen, über die dieser Lilienprinz gelaufen war, seine Flöte spielend und von der mir nun etwas aufschien, jeden Abend, wenn sie von Neuem in Unwirklichkeiten schwamm, für kurze Augenblicke?

Die Touristen werden ein paar Souvenirs kaufen, in den Kaffees an den Hafenterrassen eine kurze Pause machen und dann zurückkehren in die Bettenburgen an die Pools und Badestrände. Weithin ahnungslose Sammler einiger flüchtiger Eindrücke, schaffen sie Devisen heran, streifen die Anfänge europäischer Kulturgeschichte, befördern die weitere Zersiedlung noch unzerstörter Küstenstreifen, lassen die zerstörerische Kraft des losgelassenen Prozesses der europäischen Moderne hier spürbar werden, wo Europa seine Anfänge nahm. Zeus, geschützt vor dem Zorn des Kronos, wuchs hier in einer Höhle auf. So haben es die alten Griechen erzählt. Hierher entführte er Europa. Hier blühte der wirtschaftliche und kulturelle Austausch zwischen der Minoischen Kultur und dem alten Ägypten. Gerne hätte ich gewusst, wie sich das Bild dieser Landschaft damals vor einem Beobachter ausbreitete – noch nicht zersiedelt und verwüstet, aber im Dämmerlicht auch ohne diese Illumination, die wir Thomas A. Edison verdanken. Von hier floh Daedalus, zu seiner Zeit die Kenntnisse um Wissenschaft und Kunst mit sich nehmend. Und schon auf diesem Flug stürzte Ikarus. Welche Hybris trug ihn, als er zu hoch flog?

Ich trinke noch einen Schluck und lehne mich in meinem Korbsessel zurück. Der nächste Flieger schwebt gerade über die Bucht herein. Auch er wird sicher landen. Der Blick auf den Flieger unterbricht meinen Gedankenstrom. Ich beobachte nun die Menschen um mich herum. Die Bar füllt sich allmählich. Fröhliche Gesichter sehe ich. Gesprächsfetzen wehen herüber. Entspannte Urlauber sitzen an den Tischen. Ich habe hier neue Freunde getroffen, wo ich es am wenigsten erwartet hätte. Die Abende sind mir so nicht lang geworden an dieser Bar. Wir haben uns ausgetauscht – nicht nur über Ausflugziele und Eindrücke hier auf dieser Insel, sondern vor allem auch über wechselseitige Erfahrungen aus unseren Aufbruchsjahren nach 1968, über gewerkschaftliche Kämpfe, über Personen, denen wir in unserem politischen Leben begegnet sind, über Hoffnungen, die enttäuscht wurden. Wir haben uns mit kleinen Sarkasmen über die schlechte Wirklichkeit wechselseitig bestätigt, und wir haben aneinander gesehen, dass wir immer noch weiter machen konnten und mussten. Vielleicht haben wir so wechselseitig mehr neue Kraft aus diesem Urlaub gezogen. Peter und Anneliese, die neue Urlaubsbekanntschaft, sind heute Morgen abgereist. Ich werde mit Renate und unserem jüngeren Sohn noch drei Tage bleiben. Drei Mal noch werde ich in diesem pflaumenfarbenen Abenddämmerlicht verspüren, wie die Welt um mich herum unwirklich wird. Und immer wieder werde ich mich dann fragen, ob nur die Eule der Minerva in der Dämmerung fliegt, oder ob und wie über das nacheilende Erkennen unserer Wirklichkeit doch eingreifendes Handeln möglich werden kann.

II. Cassandra in der Stadt der Engel: Christas Wolfs Reflexionen nach dem Ende der alten sozialistischen Utopie

Christa Wolfs Cassandra-Projekt

Ich habe die Cassandra-Erzählung fast zufällig vor einigen Jahren mit in einen anderen Urlaub genommen. Sommer 2009: die Zeit meiner Erwerbsarbeit neigte sich dem Ende zu. Ich war einmal mehr ernüchtert. Ich wollte Zeit anders nutzen, und ich hatte Cassandra als Metapher schon seit langem im Sinn. Aus meiner persönlichen Krise um die Mitte der 1990er Jahre hat sie mich heraus begleitet. Aus den Ängsten vor persönlichem Scheitern und den Zweifeln von den Ergebnissen meiner wissenschaftlichen Arbeit an ihrem stetigen Gegenstand, an den Gewerkschaften als dem „obskuren Objekt meiner Begierde“. Mein Blick auf diese erodierenden Institutionen, hervorgegangen aus einer alten längst vergangenen, sozialen Bewegung, aber immer noch Hoffnungen auf sich ziehend. Meine Kritik an den vielen Gewerkschaftsforschern, die immer nur gerade das schrieben, was das institutionelle Denken der Apparate so eben noch akzeptieren konnte, nie aber die tatsächlich erkannten, harten Wahrheiten ausgesprochen haben. Mit dem Bild der Cassandra, die sieht, was kommt, der aber keiner glaubt, wenn sie sagt, „was schon vor der Tür steht“¹, ließ sich um die Mitte der 1990er Jahre mein Selbstbild der Resonanzlosigkeit meiner eigenen Bemühungen als Mitbestimmungsforscher ja durchaus zeichnen. Das Konzept einer „arbeitspolitischen Erweiterung gewerkschaftlicher Interessenvertretung“, das ich in den Jahren zuvor zusammen mit einigen KollegInnen an der Sozialforschungsstelle Dortmund ausgearbeitet und dann in empirischen Forschungsprojekten zu konkretisieren versucht hatte (Martens/Peter 1990), drohte damals gerade an der Starrheit der erodierenden institutionellen Strukturen zu scheitern.

Zu der Cassandra-Erzählung gehören fünf poetischen Vorlesungen, die verschiedene Zugänge zu Christa Wolfs Cassandra-Projekt liefern, zum Verständnis dieses, wie ich finde, großartigen Versuchs, die Figur der Cassandra „zu einer zeitgenössischen Gestalt“ zu machen (Klappentext). Ich habe die fünf Vorlesungen, gehalten in Frankfurt am Main im Sommersemester 1981, und die Erzählung mit wachsender Faszination gelesen. In den poetischen Vorlesungen nähert sich die Autorin ihrem Stoff in verschiedenen Formen (Reisebericht, Tagebuch, Brief und Erzählung) in je unterschiedlicher Perspektivierung.

Die erste und zweite Vorlesung in Gestalt von Reiseberichten einer Griechenlandreise vom März 1980 sammeln Wirklichkeitsmaterial, Eindrücke von

¹ Die Formulierung entstammt einem Gedanken Goethes, den Christa Wolf ihrem Cassandra-Projekt voranstellt. Er lautet: „Diesem Düsternen Geschlecht ist nicht zu helfen; man müsste nur meistens verstummen. Um nicht wie Cassandra, für wahnsinnig gehalten zu werden, wenn man weissagte, was schon vor der Tür steht“ (Johann Wolfgang Goethe).

den Landschaften, den darin lebenden Menschen, im Alltag spürbaren Eindrücken von der Persistenz Jahrtausende alter Geschichte. Indem Wolf „die Aufgabe des Erzählens mit „Gedächtnis, Anteilnahme, Verständnis“ identifiziert, (hebt sie) die humanisierende und sinnstiftende Wirkung der Erinnerung hervor“. Der geographische Raum (Athen, Kreta, der Peloponnes) ist Anlass der Vergegenwärtigung. Textpassagen aus Ilias und Orestie verknüpfen sich mit den Bildern der Ruinen, die Orte des historischen Geschehens waren (Mykenae mit seinem Löwentor), oder dem Alltag der Menschen heute oder einfach mit Gesichtern, die auch die der historischen Gestalten sein könnten. Der Stoff der Erzählung und die Gestalt der Cassandra gewinnen so Konturen.

Die Dritte Vorlesung in der Form eines Arbeitstagebuches enthält systematische Reflexionen insbesondere im Hinblick auf (1) die Einseitigkeiten des auf Objektivierungen zielenden männlichen Rationalismus unserer herrschenden Kultur, (2) deren Bedrohung angesichts der Zuspitzungen des kalten Krieges zu den damaligen Zeiten der Nachrüstung, (3) Überlegungen zu einer alternativen Ästhetik sowie (4) weitere Konkretisierungen zur Gestalt der Cassandra. Dieses verknüpft mit der Auseinandersetzung mit „vorlaufenden“ literarischen Auseinandersetzungen mit dem Thema (I. Bachmann , T. Mann), einigen Bemerkungen zu neueren Erkenntnissen der Archäologie – die Marx nicht kennen konnte, als er die alten Griechen, in der Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie , als die „normalen Kinder“ unserer heutigen Kultur bezeichnete (S. 122) – und mit Tagebuchaufzeichnungen zu (typisch weiblichen) Alltagsverrichtungen (ernten, Essen zubereiten, pflanzen) und (5) einigen Reflexionen zu „Hoffnungsmüdigkeit“.

In dieser dritten Vorlesung gewinnt der Kern der Erzählung - die antike Figur der Cassandra ist ja bekannt – Kontur. In Christa Wolfs eigenen Worten:

„Die Kassandrageschichte, wie sie sich mir jetzt darstellt: Cassandra, älteste und geliebteste Tochter des Königs Priamos von Troja, eine lebhaft, sozial und politisch interessierte Person, will nicht, wie ihre Mutter, Hekabe, wie ihre Schwestern, das Haus hüten, heiraten. Sie will etwas lernen. Für eine Frau von Stand ist Priesterin, Seherin der einzig mögliche Beruf (den in grauer Vorzeit überhaupt nur Frauen ausgeübt haben ...) Dieser Beruf, ein Privileg, wird ihr zugeschoben. Sie soll ihn nach dem Herkommen ausfüllen. Genau dies muss sie verweigern – zuerst weil sie auf ihre Art den Ihren, mit denen sie innig verquickt und verbunden ist, am besten zu dienen meint.; später, weil sie begreift, dass „die Ihren“ nicht die Ihren sind. Ein Schmerzhafter Loslösungsprozess, in dessen Verlauf sie, wegen „Wahrheitssagen“, zunächst für wahnsinnig erklärt, dann in den Turm geworfen wird – von ihrem geliebten Vater Priamos. (...) Sie sieht Zukunft, weil sie den Mut hat, die wirklichen Verhältnisse der Gegenwart zu sehen. Das schafft sie nicht allein. Unter den heterogenen Gruppen im Palast und um ihn – sozial und ethnisch

heterogen – findet Cassandra Anschluss an Minderheiten. Dadurch begibt sie sich bewusst ins Abseits, entledigt sich aller Privilegien, setzt sich Verdächtigungen, Verhöhnungen, Verfolgungen aus: der Preis für ihre Unabhängigkeit. Kein Selbstmitleid; sie lebt ihr Leben, auch im Krieg; versucht den Spruch aufzuheben, der über sie verhängt worden ist: dass sie zum Objekt gemacht werden soll. Am Ende ist sie allein. Beute der Eroberer ihrer Stadt. Sie weiß, dass es für sie keine lebbare Alternative gegeben hat, die Selbstzerstörung Trojas kam der Zerstörung durch den Feind entgegen. Eine Periode wird kommen, in der Machtstreben und Gewalt dominieren. Aber nicht alle Städte des ihr bekannten Erdkreises werden zerstört werden“ (S. 123f).

Es handelt sich um einen radikal feministischen Text, der – geschrieben zu Beginn der 1980er Jahre, als der Kalte Krieg im Zeichen der Nachrüstung noch einmal besondere Schärfe gewann – zutiefst kritisch mit der Logik der männlich geprägten und dominierten Kulturen zumindest der jüngsten drei Jahrtausende angesichts des drohenden Endes aller menschlichen Geschichte umgeht. Ihr innerer Dialog führt die Gestalt der Cassandra, die der Autorin für eine der ersten überlieferten Frauengestalten abendländischer Geschichte steht, „deren Schicksal vorformt, was dann drei tausend Jahre lang, den Frauen geschehen soll: dass sie zum Objekt gemacht werden“ (S.111). Und sie schreibt die Erzählung zu Beginn der 1980er, den Zeiten der Nachrüstung, der Zuspitzung des kalten Krieges vor der Implosion des Realsozialismus, die sie, wie alle Anderen, so noch nicht absieht, und das Troja, das ihr „vor Augen steht, ist – viel eher als eine rückgewandte Beschreibung – ein Modell für eine Art von Utopie“, schreibt sie in der zweiten der fünf Vorlesungen zu dieser Erzählung. Später schreibt sie, dass ihr Trojas Untergang auch als Parabel für das drohende Ende der DDR gestanden habe – dies also wohl Teil der „Art Utopie“ war, die sie im Sinn hatte: „Ich habe dieses Land geliebt. Dass es am Ende war, wusste ich, weil es die besten Leute nicht mehr integrieren konnte, weil es Menschenopfer forderte. Ich habe das in ‚Kassandra‘ beschrieben, die Zensur stocherte in den „Vorlesungen“ herum; ich wartete gespannt, ob sie es wagen würden, die Botschaft der Erzählung zu verstehen, nämlich, dass Troja untergehen muss. Sie haben es nicht gewagt und die Erzählung ungekürzt gedruckt. Die Leser in der DDR verstanden sie“ (Wolf Werke Bd. 10, 479)

Ebenfalls später - erst in den „Essays, Gesprächen und Reden“ von 1987-2000 und dann im größeren zeitlichen Abstand in ihrem 2010 erschienen Roman „Die Stadt der Engel“ wird sie diese Implosion und ihre Folgen für ein kritisches Nachdenken über die je eigene Zeit in sehr großer Ehrlichkeit gegen sich selbst reflektieren. Dabei nimmt sie unsere Wirklichkeit am Beginn des Epochenbruchs zu Beginn der 1980er Jahre als eine Zeit wahr, in der „die atomare Gefahr uns an die Grenze der Vernichtung gebracht hat“ (S. 113) – eine Zeit, die vorläufiger Zielpunkt einer männlichen Kultur ist, zu der Frauen „über Jahrtausende hin offiziell und direkt so gut wie nichts beitragen durften (...), eine entsetzliche, beschämende und skandalöse

Tatsache für Frauen (... und) diejenige Schwachstelle der Kultur, aus der heraus sie selbstzerstörerisch wird, nämlich ihre Unfähigkeit zur Reife“ (S.147).

Es ist ein weiterer Zufall - oder eben doch nicht, weil ich seit Jahr und Tag mich daran abarbeite, Bilanzierungen meiner eigenen Lebensarbeit zu versuchen -, dass ich fast parallel zu Christa Wolfs Roman die 2009 von Wolfgang Abelshäuser geschriebene Biographie Hans Matthöfers lese. In dieser überzeugend und dicht aufbereiteten Zeitgeschichte nehme ich zuallererst wichtige Wegmarken meiner eigenen Geschichte wahr. Es sind einzelne Personen, die – über unzählige, unmerkliche Verknüpfungen – durch ihr Handeln ganz wesentlich die Bedingungen gesetzt haben, unter denen ich mein eigenes wissenschaftliches und partiell politisches Handeln begonnen und verfolgt habe; und es sind in der Tat nur Männer, die diese Wegmarken für mein eigenes Handeln gesetzt haben. In der von Wolfgang Abelshäuser verfassten Biographie tauchen auf den ersten 300 Seiten, abgesehen von einigen kurzen Bemerkungen zu Matthöfers Eltern, also auch zu seiner Mutter, nur dessen spätere Frau und deren jüngere Schwester cursorisch auf. Die Welt der Gewerkschaften und der Politik um die es hier wesentlich geht, ist ausweislich dieser Biographie bis über die 1970er Jahre hinaus ungebrochen eine durch und durch männlich geprägte und bestimmte Welt.² Und es ist die Starrheit oder Schwerkraft, wie Abelshäuser schreibt, der institutionellen Strukturen, an denen sich der Eigensinn der in ihnen politisch Handelnden immer wieder bricht. Es ist die Dynamik gesellschaftlicher Entwicklung, kapitalistischer Ökonomie, der dieser Hans Matthöfer – „nach dem Wirtschaftswunder“, so der Titel des Buches - immer wieder hinterher läuft. Es sind die festgehaltenen Träume, die ihn politikfähig machen – und die Widerstände und Dynamiken, die ihn immer wieder scheitern lassen, partiell oder eher in der Hauptsache. „Traum- und Wirklichkeit“ lautet die letzte

² Ein anderes Beispiel, das einem hier einfallen kann, ist die Autobiographie des Spartakisten und KPD-Parteiarbeiters Karl Retzlaff (1984). Hier geht es um eine Lebensgeschichte aus der ‚Nacht des Jahrhunderts‘, von der ihr Autor, Heinrich Heine zitierend, sagt, es sei unmöglich sie zu schildern ohne ihr ‚die Färbung der eigenen Gefühle zu verleihen‘. Und dies tut er auch überzeugend, und nicht zuletzt dies macht diese Autobiographie zu einer der bemerkenswertesten und aufschlussreichsten Quellen über die Geschichte der Arbeiterbewegung zu dieser Zeit. Es ist eine Erzählung über eine Männerwelt. Die Mutter des Autors taucht in den beiden ersten Kapiteln auf. Ganz beiläufig erfährt man dann nach 362 Seiten im Zuge eines Berichts über eine Rückkehr aus Moskau wenige Wochen nach der Machtergreifung, dass der Autor, in den vier letzten Jahren der Weimarer Republik in einer fast bürgerlichen Existenz in der Legalität lebend und arbeitend, inzwischen verheiratet und Vater einer Tochter ist. Er berichtet, dass die SA nach dem 31. Januar 1933 seine Wohnung verwüstet, seine Bücher auf die Straße geworfen hat und dass er es nicht wagt, in die Wohnung zurückzukehren. Vor und nach dieser Beiläufigen Erwähnung taucht seine Familie in dem Buch nicht auf. Hat er Kontakt gehalten, oder konnte er dies nicht, um Frau und Tochter nicht zu gefährden? Man erfährt darüber nichts. Auch nichts über persönliche Empfindungen in dieser „Angelegenheit“, über Wiederanknüpfungen nach den Jahren des Exils usw. Hält er hier die Färbung der eigenen Gefühle nur zurück, weil es um zu Privates geht? Jedenfalls geht es hier offenbar nicht um Wesentliches in seiner Biographie als Berufsrevolutionär.

Zwischenüberschrift im Epilog des Buches. Und dann, bei etwas längerem Nachdenken merke ich plötzlich: unter dem radikal feministischen Blickwinkel, den Christa Wolf eröffnet, wird einer, wie Matthöfer – jedenfalls in den ersten Etappen seiner Entwicklung als Gewerkschafter und Politiker, ehe die Zwänge der Strukturen zu sehr einengen und festzulegen drohen, in denen er sich behaupten muss und in der Hoffnung handelt, aus ihnen heraus doch immer wieder Impulse für Veränderungen setzen zu können - tatsächlich eine Verkörperung oder ein Ausdruck der Figur des Aineias, wie sie vor dem inneren Auge der Autorin bei der Gewinnung „Reiseeindrücken“ und der „Sammlung von Wirklichkeitsmaterial“ entsteht:

„Fix und fertig (...), und Cassandra hatte ihn gekannt. Nur gekannt? Was an ihm mochte sie tiefer berührt haben? Zartsinn, gepaart mit Kraft? Also Übertragung eines gegenwärtigen Wunschbildes auf eine mythologische Figur, die so nicht gewesen sein kann? Gewiss. Was denn sonst.“ (S. 62) Sie sieht diese Figur ihrer Erzählung in der Erscheinung eines griechischen Partisanen verkörpert: „Ausdruck der nicht aufgebenden Verlierer, die wissen: sie werden immer wieder verlieren, immer wieder nicht aufgeben, und das ist kein Zufall, kein Versehen oder Unglücksfall, sondern: so ist es gemeint. Was doch immer keiner glauben will (...) und das war der furchtbarste, der eigentliche Jammer, und es war das höchste Entzücken. Aineias“ (S. 62).

Das Schlusskapitel bei Abelshäuser endet damit, dass Matthöfer – in diesem Sinne eben auch eine Verkörperung des nicht aufgebenden Verlierers - sich im persönlichen Rückblick auf seine politische Lebensarbeit mit der „Aporie von Politik konfrontiert“ sieht (S.672), und der aus Sicht seines Biographen „die Illusion (brauchte), sein Ziel auf lange Sicht auf Umwegen doch noch zu erreichen, um überhaupt politikfähig zu bleiben“ (S.681).

Aber wir schreiben heute das Jahr 2014. Wir sind dreißig Jahre über die Zeit der Nachrüstungsdebatten hinaus, in der Christa Wolf über jenen „männlichen Weg“ geschrieben hat, der „nach 3000 Jahren darauf hinausläuft, alle Erfindungen und Verhältnisse und Gegensätze auf die Spitze zu treiben, bis sie ihren äußersten negativen Punkt erreicht haben: jenen Punkt, der dann alternativlos bleibt, beinahe an sein Ende gelangt ist“ (S. 129f).³ Fast eine negative Dialektik. Fast der Blick wie bei

³ Vollständig lautet das Zitat aus der dritten der poetischen Vorlesungen: „Bedenkenswert, auch heute: wie die Kritik an der Einseitigkeit des männlichen Rationalismus Gefahr läuft, als Irrationalismus, Wissenschaftsfeindlichkeit missverstanden, auch missbraucht zu werden; und dies besonders in den restaurativen Epochen (der Weg zu den ‚Müttern‘* als Rück-Fall in Ressentiment, als Flucht-Weg von einer Analyse der Verhältnisse, als Idealisierung primitiver Gesellschaftszustände, womöglich als Vorbereitung von Blut- und Boden Mythos). Dies bringt wiederum die Frage auf, was von heute aus und aus den Voraussetzungen dieser Zivilisation (überhaupt noch) ‚Fortschritt‘ sein könnte, da doch der männliche Weg, alle Erfindungen und Verhältnisse und Gegensätze auf die Spitze zu treiben, bis sie ihren

Hans Henny Jahnn, den sie zitiert. Weitere 30 Jahre, das ist bezogen auf die 3000, die immer wieder in Heldenepen besungen wurden, 1/100 dieser Zeit. Das muss an Christa Wolfs Diagnose kaum etwas ändern. Die Gefahr, dass der zugespitzte kalte Krieg doch in einen heißen mündet, ist abgewendet; die Gefahr der nicht mehr kontrollierbaren Verbreitung von Atomwaffen schreitet voran, im Nahen Osten bleibt die eher zyklisch wachsende Explosivität der Lage beunruhigend. Ob Barack Obama die Folgen US-Amerikanischer Außenpolitik seit 1953 auch nur halbwegs bewältigen könnte, war bei seinem Amtsantritt eine gänzlich offene Frage – bestenfalls. Inzwischen überwiegen die Enttäuschungen: Er weiß sehr gut um die Hoffnungen und versprechen am Beginn des demokratischen Projekts der Moderne, kann sie wie kaum ein anderer in seinen Reden vor Augen führen. Aber er funktioniert nur allzu gut in den Zwängen und Mechanismen des Machterhalts der Weltmacht, die im Zeichen eines „Sinkflugs des Adlers“ (Wallerstein), der schwindendenden ökonomischen Macht nichts unversucht lässt, um die alte Machtposition zu sichern. Die Folgen der brutalen Macht- und Geopolitik seines Vorgängers sind kaum beherrschbar und auch die neuen demokratischen Bewegungen in den arabischen Staaten bedeuten da allererst Risiken. Für die schlechte Realpolitik der herrschenden westlichen Eliten schaffen sie aber vor allem erst einmal eine weitere neue Unübersichtlichkeit. Und auch die Bewältigung der ökologischen Krise ist immer noch unabsehbar. Das „Ganze der Arbeit so zu sehen, wie Adelheid Biesecker (1999) und Friedrich Kambartel (1994) das fordern, ist immer noch ein singulärer Blick, wissenschaftlich kaum wahrgenommen. „Die Katastrophe ist, dass alles so weitergeht“, muss man, Walter Benjamin zitierend zu alledem sagen – mit größerem Nachdruck denn je. Aber es gibt immerhin verschiedene Kapitalismen und so auch die, von denen Soziologen sagen, sie seien femininer, stünden für einen neuen und anderen kapitalistischen Entwicklungsweg, eben den skandinavischen, der vielleicht eher Öffnungen zu weitergehenden Transformationen bereithalte. Nicht ortlos ist diese Alternative, kein Utopia, aber auch nicht der große Gegenentwurf (vgl. Brödner u.a. 2009).

Aber dort, wo „die Gewalt des Zusammenhangs“ (Negt/Kluge 1981) unserer heutigen Weltordnung sich immer noch und immer wieder herstellt, wo sie von den Mächtigen immer wieder hergestellt wird, ist die Lage der Dinge anders zu beschreiben. Barak Obama - nicht als „Gefangener im Weißen Haus“, wie Norman Birnbaum kurz nach seiner ersten Wahl noch meinte, sondern gefangen in den Machtstrukturen der globalen Weltmacht angesichts des „Sinkflugs des Adlers“ führt uns die Spanne vor Augen – von Worten, die die Ideale des demokratischen Projekts der Moderne beschwören, das einmal in Nordamerika praktisch begonnen wurde und dem er sich vermutlich tief verpflichtet fühlt, und von Taten die der Logik der ihn beherrschenden Zwänge folgen: seine Sicherheitsapparate betrachten jeden Bürger als potentielle Bedrohung der herrschenden Ordnung, seine Drohnen bringen Vielen, die zu

äußersten negativen Punkt erreicht haben: jenen Punkt, der dann alternativlos bleibt, beinahe sein Ende gelangt ist“ (S. 129f).

Feinden erklärt werden, den Tod, Die Exekutive handelt aus eigener Machtvollkommenheit heraus. Guantanamo wird er nicht los, so wenig wie Afghanistan oder den Irak, auch seine Mächte des Bösen erstehen immer wieder und immer schlimmer neu. Wolfgang Koeppens scharfsichtiger Blick auf dieses Zentrum der Macht, hellsichtig festgehalten im Manuskript eines unvollendet gebliebenen Romans, erstmals veröffentlicht 1974 (!) in einem Prosatext unter dem Titel „Angst“ kommt einem in den Sinn. Koeppens Romanfigur Kaplan, hält sich in Washington auf, sieht zu ihrer

„täglichen Verstörung das Armeeministerium, die bekannte, oft abgebildete, ersichtlich entsetzliche und doch immer noch getarnte Festung der unsterblichen Gewalt, die uns beschützt und umbringt. (... und weiter) Hinter der Front im wunderbaren Panoramablick des Schlafzimmers träumte das Zuckerbäckerkapitol den Traum vom großen Rom, das schrecklich genug war. (...) Das weiße Haus lag im Schatten seiner Bäume. (...) An schönen Tagen ging er zum schmiedeeisernen Tor des weißen Hauses, die Herrscher wohnen gerne hinter Lanzen, manchmal das *N* Napoleons an die Spitze gesetzt oder das satte *Jedem das Seine* der preußischen Könige, und Kaplan fütterte mit Keksen und Nüssen die Eichhörnchen des Präsidenten. Es sind zutrauliche, etwas befremdend graue, nicht rothaarige Geschöpfe. Es wäre erwägenswert, ihnen das allgemeine Wahlrecht zu geben, sie würden gewiss die Regierung, immer die Partei der Gutgesinnten, der schweigenden Mehrheit stärken. Doch vergessen wir nicht, wieder zur Vorderfront des Hauses hinausblickend, vorausschauend in die Zukunft, neben dem Pentagon, wachsend, gedeihend, groß, größer werdend, den Arlington-Heldenfriedhof zu erwähnen, wo Kennedy begraben liegt, zwei Kennedys von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft“ (Koeppen 1974).

Gewiss, Angst ist ein schlechter Ratgeber, und Wolfgang Koeppen war „nur“ Beobachter gesellschaftspolitischer Entwicklungen, „deshalb Schriftsteller geworden, weil ich kein Handelnder sein mag“; als Schriftsteller „engagiert gegen die Macht, gegen die Gewalt, gegen die Zwänge der Mehrheit, der Masse, der großen Zahl gegen die erstarrte faule Konvention (...) oft in der traurigen Lage der Cassandra unter den Trojanern“ und immer ahnend, „wo die große Bastille steht und wie sie sich tarnt“ – so einige der Selbstbeschreibungen aus seiner Büchnerpreisrede 1962. Politisch nicht eindeutig zuzuordnen war er doch zu seiner Zeit äußerst scharfsichtig. In unserer Zeit, in der man fast noch mehr als Christa Wolf in der dritten ihrer poetischen Vorlesungen zu Beginn der 1980er Jahre geneigt ist zu fragen, ob die „Müdigkeit, sich zu engagieren, nicht eigentlich Hoffnungsmüdigkeit“ sei, gilt vielleicht noch schärfer als in den 1970er und frühen 1980er Jahren:

„ Die meisten Kräfte werden verbraucht zur Abwehr der Irrsinnsnachrichten, besonders aus den USA. (...) Täglicher Kampf um Arbeitsfähigkeit, von ‚Lust‘ nicht zu reden. – Jetzt muss man nicht mehr ‚Kassandra‘ sein. Die meisten beginnen zu spüren, was kommen wird. Ein Unbehagen, das Viele als Leere registrieren, als Sinn-Verlust, der Angst macht. Eine neue Sinnggebung durch verbrauchte Institutionen – woran viele gewöhnt waren – ist nicht zu erhoffen. Zickzacklaufen. Aber ein Fluchtweg ist nicht in Sicht. Man fühlt sich gestellt. Australien ist kein Ausweg (Wolf, 3. Poetische Vorlesung, S. 124).“

Ich lese alles dies, erstmals oder erneut, im Sommer 2009, gegen Ende meiner Erwerbs-Berufsbiographie mit ihren, anfänglichen starken, politischen Überformungen, von denen der immer gewollte politische Rückbezug im Bewusstsein der Grenzen wissenschaftlicher Arbeit im Hinblick auf politisches Handeln blieb – und im Blick zurück auf viele Misserfolge; aber ich sollte mich hüten vor zu raschen Rückbezügen auf mich selbst. Ich stehe schließlich auch nicht, vermeintlich im Kontrast zu diesen VerfasserInnen literarischer Texte, für den Typus des Handelnden, wie ich seit einer kurzen Phase der Selbsttäuschung in meiner Biographie gut weiß. Ich war und bin noch ein leidlich guter wissenschaftlicher Beobachter, vielleicht immer noch mit Chancen für literarische Verarbeitungen der Wirklichkeit – von der Christa Wolf irgendwo einmal geschrieben hat, sie, also die Kunst sicherten den unverstelltsten Zugang auf sie. Ich versuche mich eher, wenn ich meine Arbeiten der letzten 10 Jahre betrachte, an einer neuen literarischen Widerständigkeit, vielleicht auch Ästhetik, als an weiteren wissenschaftlichen Analysen, auch wenn ich an denen immer wieder verbissen gearbeitet habe. Das war halt mein Brotberuf. Jedenfalls arbeite ich in den letzten Jahren meiner Erwerbstätigkeit an diesen literarischen Versuchen mit mehr Herzblut. Und wonach ich mich sehne, das sind die Spielräume zwischen Phasen harter Arbeit, die Spielräume zur dichten, aber zugleich entspannten Reflexion und Regeneration, die Spielräume zum „verdichten“ – ich liebe die kurzen Einsamkeiten mit mir selbst, aber ich sehe auch hier die Kritik der Christa Wolf am „Nur mit Gedanken Umgang haben und allein nichts Liebes kennen und nichts Liebes tun?/Muss einer denken? Wird er nicht vermisst?“ Ingeborg Bachmanns Gedicht „Erklär mir, Liebe“, über das sie u. a. in ihrer vierten Vorlesung reflektiert – durchdachter Übergang, nachdem sie am Ende der dritten Vorlesung mit Max Frisch über die einzigartige Lage zeitgenössischer Autoren nachgedacht hat, vielleicht als erste nicht mehr für Nachgeborene zu schreiben -, gibt mir jedenfalls neuen Anlass, demnächst vielleicht doch wieder auf Lyrik zurückzukommen.

Zum Kern von Christa Wolfs feministischer Kritik

Wie schon betont, führt die radikal feministische Kritik an unserer heutigen, durch drei Jahrtausende patriarchaler Herrschaft geprägten Welt zum kritischen Kern der Erzählung. Deren erklärtes Ziel ist es zugleich, „eine alternative Schreibweise zur

herrschenden Ästhetik zu entwickeln.“ Mit Reisebericht, Arbeitstagebuch, Brief und fiktivem inneren Monolog wählt die Autorin „vier „verschiedene subjektive Formen“ des Erzählens und prüft deren Eignung.“ Die Ästhetik hinter der angestrebten Gleichgerichtetheit von Form und Inhalt ist eine „der Identifikation und Empathie. Ihren alternativen Charakter bezieht sie aus der radikalen Frontstellung gegenüber der herrschenden Ästhetik, die nach Wolfs Überzeugung auf der Grundlage des Objektivierens und der Gewaltausübung beruht“ (Nachwort, S. 419).

Die vierte Vorlesung in der Form eines Briefes fokussiert auf diese feministische Perspektive, beginnend mit der Frage „wer war Cassandra, ehe irgendeiner über sie schrieb“ (S. 161, S. 176). Sie verweilt dann sehr lange bei dem Gedicht „Erklär mir, Liebe“ von Ingeborg Bachmann, führt dann über Goethes Hexeneinmaleins im Faust II und den in der Geschlechterfrage so konservativen Schiller mit einer Cassandra-Auffassung von „kaum übertreffbaren Biederkeit“, führt dann 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung zurück, ehe nach der Seherin (Kassandra) auch die Dichterin (Sappho), die einer Frauenschule auf der Insel Lesbos vorgestanden hatte, verstummte. Und schließlich stellt die Autorin, an all das anschließend, nochmals zuspitzende Überlegungen zu den Ursprüngen des griechischen Götterhimmels in älteren matriarchalen Vorstellungen an, und Konflikt und Emanzipation als Befreiung aus dem „manu capere“, das unsere Umgangssprache im Kontext der Frauenbewegung auf Gleichberechtigung heruntergespielt und verharmlost hat. Das lässt sich hier unmöglich alles angemessen diskutieren. Ich konzentriere mich deshalb auf Christa Wolfs Reflexionen zu dem Gedicht der Ingeborg Bachmann und zitiere dazu zunächst dessen Schlusszeilen.

Erklär mir, Liebe, was ich nicht erklären kann:
Sollt ich die kurze schauerliche Zeit
Nur mit Gedanken Umgang haben und allein
Nichts Liebes kennen und nichts Liebes tun?
Muss einer denken? Wird er nicht vermisst?

Du sagst: es zählt ein anderer Geist auf ihn
Erklär mir nichts. Ich seh den Salamander
Durch jedes Feuer gehen.
Kein Schauer jagt ihn, und es schmerzt ihn nichts.

Die Interpretationen Christa Wolfs zum Schlussteil des Gedichts, der zufolge wir es hier mit „einander höher treibenden und übersteigenden Bildern Liebesspiele in der Natur beschreibend“ zu tun haben, sind interessant:

„Was denkst Du bei dem Worte ‚schauerlich‘? Missbraucht werden von dem, von denen, die man am meisten liebt. Nicht ich, nicht du sein dürfen, sondern ‚es‘: Objekt fremder Zwecke. Nur mit Gedanken Umgang haben, die zweckgerichtet sind, nicht mit dem, der (an mich) denkt. Du sagst, es

zählt ein anderer Geist auf ihn. Der Geist der Liebe sicher nicht. Der Geist, der zählt und misst und wertet und nach Verdiensten lohnt und straft.

Erklär mir nichts. Ich seh den Salamander
Durch jedes Feuer gehen.
Kein Schauer jagt ihn, und es schmerzt ihn nichts.

Dies, scheint mir, will das Ich und das Du des Gedichts, die ich mir gern zusammen denke, als Preis für die Unversehrbarkeit nicht zahlen: Fühllos sein. Der denkt, gedacht hat, hunderte von Jahren, um sich abzuhärten: Er wird nun vermisst. Die Brüderlichkeit, Natürlichkeit, Arglosigkeit, die er sich weggedacht, sie fehlen ihm nun doch. Merkt er noch, gestählt und gepanzert, wie er ist, ob es Feuer oder Kälte sind, durch die er geht? Er wird Instrumente mit sich führen, die Temperatur zu messen, denn was ihn umgibt muss eindeutig sein. Dies bedenkend, bedauernd, beklagend auch, gibt das Gedicht selbst ein Beispiel von genauester Unbestimmtheit, klarster Vieldeutigkeit. So und nicht anders, sagt es, und zugleich – was logisch ist zu denken - :So. Anders. Du bist ich, ich bin er, es ist nicht zu erklären. Grammatik der vielfachen gleichzeitigen Bezüge.“ (S. 163f)

Das ist sehr schön interpretiert; und der Leser merkt: wir treffen auch hier wieder in der Sphäre von Poesie und Literatur auf die Sehnsucht des Aufgehens im Anderen: „Du bist ich, ich bin er.“ Und dennoch hätte ich Einwände: Die Naturbilder in dem Gedicht der Bachmann, die ich hier mit nicht zitiert habe, stehen für eine Imagination von Liebe, Glück und Ungeschiedensein, für Vorstellungen, für die auch Rainer Maria Rilke in seinen Gedichten oft sehr schöne Bilder gefunden hat. Aber Natur ist nicht glücklich – was Rilke in einem seiner Gedichte behauptet - und Liebe ist eine soziale Konstruktion unserer Menschenwelt. Das Du, an das das Gedicht sich richtet, ist wohl zunächst das männliche Denken mit seinen abstrakten Kopfgeburten, das sich von den wirklichen Geburten, ihrer Erdschwere, dem wirklichen Leben allzu gerne löst, abhebt. Es ginge um ein Denken, das sorgend, manchmal zart umginge mit dem Konkreten der Erdnatur, weiß worauf seine Abstraktionen und Objektivierungen immer rückbezogen sind und mit dem Sozialen, auflagernd auf der menschlichen Natur, sorgend, freundlich (Brecht) und manchmal liebend umzugehen wüsste. Unsere kurze Zeit, deren Endlichkeit uns manchmal schauern macht, sie ließe sich so leben in den Unbestimmt- und Unbegriffenheiten unseres sozialen Lebens auf den „Stufen des Organischen“, die immer bleiben werden. Kein zurücksehen in selbstgemachte falsche Bilder von Natur, vielmehr ein nach vorne sehen in Soziales, das erst herzustellen ist, wäre das, worauf Denken und Fühlen sich zu richten hätten.

Dass dieses Sehnen nach noch zu findenden sozialen Verhältnissen für Cassandra und Aeneas zu Zeiten der Zerstörung Trojas „keine lebbare Alternative“ ist, das ist der Kern der Kritik an der seither über dreitausend Jahre hinweg patriarchal geprägten

Kulturgeschichte von Orient und Okzident, die man hier wohl zusammen denken muss. Denn hier, am Beginn des Niedergangs der letzten Reste der Minoischen, durch einige matriachale Elemente noch mit geprägten Kultur Kretas, mit dem sich Christa Wolf ihr Troja, eines von mehreren, die die Archäologen inzwischen ausgegraben haben, als in einem damals verschwindenden Kulturraum verbunden vorstellt, beginnt dieses Patriarchat ja erst wirklich. Hier beginnt mit der Ilias

„der erste uns bekannte Versuch, einer unter das Gesetz der Schlacht und des Schlachtens gestellten blanken Chronologie ein menschliches Gefühlsmaß aufzudrücken: den Zorn des Achill. Aber es ist die Linie männlichen Handelns, die der Erzähler verfolgt. Nur in den Lücken zwischen den Schlachtbeschreibungen schimmert das Alltagsleben durch, die Welt der Frau (...und) wem kann ich erzählen, dass die Ilias mich langweilt“, notiert Christa Wolf. (S, 117 u. 120).

Ebenfalls hier ansetzend konstatiert Reinhardt Brandt in seiner Abschiedsvorlesung, die Besonderheiten der Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften charakterisierend: „Wir dagegen begreifen unsere Gegenstände genetisch und beginnen unsere Untersuchungen und Vorträge grundsätzlich mit dem ersten Gesang der Ilias und noch früher, ab ovo, oder mit dem Buch der Bücher, der Bibel.“⁴¹

Für Christa Wolf ist Ihrer Cassandra, der Seherin als deren innerer Monolog uns die gesamte Erzählung begegnet, klar, wie diese Geschichte, die mit der Ilias beginnt, weitergehen wird, und für Cassandra gibt es zu deren historischer Zeit keinen Ausweg daraus. Sie fügt sich in die Rolle der Gefangenen des Agamemnon, hellstichtig dessen und den eigenen Tod vor Augen. So heißt es in der Erzählung, also im inneren Dialog der Cassandra:

„Siehst du, Aineias, das hab ich gemeint: die Wiederholung. Die ich nicht mehr will. Der du dich ausgeliefert hast. Sag ich denen, ich weiß nichts, werden sie mir nicht glauben. Sag ich, was ich vorausseh, wie es jeder könnte, bringen sie mich um. Das wär das Schlimmste nicht, doch ihre eigene Königin würde sie dafür strafen. Oder habe ich hier, anders als zuletzt in Troja, keine Überwacher. Sollte ich der Gefangenschaft frei sein, mich zu äußern. Liebe Feinde. Wer bin ich, dass ich in euch nur die Sieger, nicht auch die, die leben werden, seh. Die leben müssen, damit, was wir Leben nennen, weitergeht. Diese armen Sieger müssen für alle, die sie getötet haben, weiterleben.“ (360)

Dass ihr selbst so zu dieser Zeit, zu der der Frau die Rolle eines Subjekts innerhalb der weiteren Menschheitsgeschichte genommen wird, individuell allein der Ausweg bleibt zu sterben, ist Cassandra in dem erzählten inneren Dialog früh klar, nämlich in dem Moment in dem sie sich entscheidet, nicht mit Aineias gemeinsam aus dem brennenden Troja zu fliehen.

„Dass es so schwer sein würde, hab ich nicht gewusst, auch wenn mich einmal das Entsetzen packte, dass wir spurlos vergehn, Marine, Aineias, ich. Ich sagte es ihm. Er schwieg. Dass er keinen Trost wusste, tröstete mich. Er hat mir, als wir uns zum letzten Mal sahen, seinen Ring mitgeben wollen, diesen Schlangenring. Ich verneinte mit den Augen. Er warf ihn von der Klippe in das Meer. Der Bogen, den er blitzend in der Sonne beschrieb, ist mir ins Herz gebrannt. So wichtiges wird nie ein Mensch von uns erfahren. Die Täfelchen der Schreiber, die in Trojas Feuer härteten, überliefern die Buchführung des Palastes, Getreide, Krüge, Waffen, Gefangene. Für Schmerz, Glück, Liebe gibt es keine Zeichen. Das kommt mir wie ein ausgesuchtes Unglück vor“ (S. 315).

Auf dieses „ausgesuchte Unglück“ wird sie am Schluss ihres letzten großen Romans wieder zurückkommen, wenn sie ihren Engel Angelina apodiktisch sagen lässt, es komme nur auf die Gefühle an, nicht auf die Tatsachen. Hier, in dieser Vorlesung findet sich hingegen – kontrastierend zu einigen Zeilen von Sappho, einer der „sehr wenige(n) Stimmen von Frauen, die nach deren Verstummen in der männlich geprägten Welt noch zu uns gedrungen sind – der kritische Bezug auf den „strahlenden“ und „fernhintertreffenden“ Apollon „aus dem klassischen griechischen Götterhimmel“. Und dann schreibt sie:

„Er erhält keine Gelegenheit, sich wirklich praktisch zu erproben. Die dünnen Regionen, in die er, in die seine Jünger sich voll Berührungsangst zurückziehen – denkend, dichtend, ja – sie sind kalt. Sie brauchen nun Kunststückchen, um dem Kältetod zu entgehen. Eines dieser Stückchen ist ihr Bestreben, sich Frauen als Kraftquelle zu erschließen. Das heißt: Sie in ihre Lebens- und Denkmuster einzupassen. Sie, schlichter gesagt, auszubeuten“ (S. 184).⁴

Und sie zitiert, die Grundlinie ihrer Kritik unterstreichend, Heiner Müller mit der Feststellung, dass es heute immer schwerer werde ein Mann zu sein und gut, „eine Frau zu sein und kein Sieger“ (a.a.O. 186).

Die „Stadt der Engel“ oder: Selbstprüfungen nach dem Ende der großen Erzählungen

Die Schriftstellerin fährt 1991/92 dorthin, wo zur Zeit des Nationalsozialismus die Elite der deutschen Intelligenz im Exil war. Sie wählt von sich aus Distanz zu einem Staat, der schon nicht mehr existiert, der so, wie er gewesen ist, schon lange nicht mehr „ihr“ Staat, vielleicht auch schon nicht mehr Beheimatung war, aber doch noch – und gerade noch einmal in den kurzen Wochen der „Wende“ – der Staat, der für

⁴ Hier ist zugleich der Punkt berührt, an dem die Distanz der Frauen aus der Frauenbewegung gegenüber der durch und durch männlich geprägten Philosophie ihre Erklärung findet (vgl. dazu Wolf 2012).

sie, entgegen allen Enttäuschungen, die Möglichkeit eines anderen, besseren Deutschland verkörpert hat. Der Traum von dieser Möglichkeit - die große Menschlichkeitshoffnung des Sozialismus, wie sie Karl Marx theoretisch zu begründen und Hannah Arendt weitsichtig schon bald nach der ‚Nacht des Jahrhunderts‘ als so theoretisch nicht hinreichend begründet kritisiert hat - hat sich nach der Implosion des Realsozialismus nunmehr definitiv verflüchtigt. Geblieben ist nur noch der Pass eines nicht mehr existierenden Staates, mit dem sie aber einreist in LA, California, die Stadt der Engel, ihr Exil. Sie braucht und sie findet hier den Ort der distanzierenden Reflexion, und dies im doppelten Sinne. Sie braucht die Distanz gegenüber diesem verschwundenen Staat, und der zugleich damit geschwundenen Hoffnung auf andere Möglichkeiten, und sie benötigt die Distanzierende Reflexion in Bezug auf sich selbst. Distanz ist „das Lösungswort“ (S. 30), das sie in die Stadt der Engel geleitet hat. Und sie braucht nahezu 20 Jahre bis sie die Ergebnisse dieser Distanznahme in die literarische Form ihres letzten großen Romans gebracht hat.

Gesehen hat sie sich in den Jahrzehnten ihrer schriftstellerischen Tätigkeit bis 1990 hin als eine, die diesem Staat, seinen Herrschaftsverhältnissen gegenüber zunehmend kritisch geworden ist. Die historischen Punkte, an denen sich erste Irritationen und dann langsam diese Distanzierung entwickelten, werden sämtlich genannt: der 17. Juni, der XX. Parteitag der KPDSU nach Stalins Tod, Die „Säuberungen“ nach der ungarischen Revolution 1956 (Janka, Merker, Harich (letzterer wird, wenn ich richtig erinnere, namentlich nicht genannt), das rasche Ende des Tauwetters nach Ulbricht um die Mitte der 1960er Jahre, als der „Bitterfelder Weg“ nicht weiter begangen werden kann, und dann Prag, als der letzte Anlauf zu einem Sozialismus mit demokratischem Antlitz von Panzern niedergerollt wird, schließlich die Ausbürgerung Wolf Biermanns 1977. Sie nähert sich ihren damit verknüpften persönlichen Erinnerungen wie in konzentrischen Kreisen: „Du bist dabei gewesen. Du hast es überlebt. Es hat dich nicht kaputtgemacht. Du kannst davon berichten“ (S. 214) Das ist der eine Blickwinkel. Aber sie kämpft gleichzeitig als Schriftstellerin beständig mit sich selbst. Und dieser Kampf ist hart. Muss sie sich doch der Einsicht stellen, dass sie nicht nur zunehmend verfolgte dieses Staates war, sondern zu Beginn – ehe sie als professionelle Schriftstellerin die Rolle der, zunehmend kritischen Beobachterin einnehmen konnte - auch Täterin. In den Kellern der Stasi gibt es nicht nur die umfänglichen Opferakten von ihr. Ganz am Anfang ihrer Biographie steht auch ein peripheres Ereignis, das in einer schmalen Täterakte festgehalten ist; ein Ereignis, das sie längst vergessen hatte, das nun von der Presse begierig ausgeschlachtet wird, obwohl da, genau besehen, nichts auszuschlachten ist, das aber die kritische Beobachterin doch quält. Sie ist als solche doch handelnd verwoben mit der Geschichte anderer Täter. Was hat sie noch vergessen? Hält vor ihr selbst die eigene kritische Distanz zu dem Geschehen stand, in dem sie doch auch handelte? Es geht also in dem Roman um diese Reflexion auf sich selbst, von der sie an einer Stelle schreibt:

„Nun ist ja schreiben ein Sich-Herarbeiten an jene Grenzlinie, die das innerste Geheimnis um sich zieht und die zu verletzen Selbstzerstörung bedeuten würde. Aber es ist auch der Versuch, die Grenzlinie für das wirklich innerste Geheimnis zu respektieren und die diesen Kern umgebenden, schwer einzugestehenden Tabus nach und nach vom Verdikt des Unausprechlichen zu befreien. Nicht Selbstzerstörung, sondern Selbsterlösung. Den unvermeidlichen Schmerz nicht fürchten.“
(S. 272)

Das ist der andere Blickwinkel. Und die Autorin der Cassandra, dieser großartigen Erzählung, die unsere männlich geprägte Welt und ihre gut überlieferte mehr als dreitausendjährige Kulturgeschichte von einer zu beherrschenden gesellschaftlichen Wirklichkeit seziert und dafür eine eigene Ästhetik zu entwickeln sucht, findet auch hier eine Form der Erzählung, die der eben zugrunde gegangenen Männerwelt des „realen Sozialismus“ ebenso gerecht wird wie jener verbliebenen Männerwelt, in der damals für kurze Zeit von einigen besonders kurzsichtigen Zeitgenossen das „Ende der Geschichte“ verkündet worden ist – oder auch jenen anderen Männerwelten, die mit der der „fortgeschrittenen“, zunehmend postindustriellen und postdemokratischen Gesellschaften konkurrieren.

Ein roter Faden der Erzählung, die aber eigentlich keinem Handlungsverlauf folgt, ist die Suche nach der Brieffreundin L. der verstorbenen Freundin Ruth der Erzählerin. Auch diese Broeffreundin lebt nicht mehr. Aber es geht um eine Spurensuche entlang des Dialogs zweier Frauen, die den sozialistisch-kommunistischen Traum des Jahrhunderts mit geträumt und an den Kämpfen zu seiner Verwirklichung teilgenommen haben, früh klarsichtig wurden, in den Kämpfen der Männerwelt Randfiguren bleiben mussten, sie aber doch intensiv durchlebten und durchlitten – und auch den radikalen Pessimismus aufgeklärter Männer, so Ls. „Herr“, nicht teilen mochten. Dem gleichen Pessimismus – immer wird man Adornos negative Dialektik erinnert - begegnet die Erzählerin auch in der Gestalt Peter Gutmans. Die kurzen Dialoge mit ihm durchziehen den gesamten Aufenthalt in der Stadt der Engel, im Exil. Er will am Ende doch sein Buch über den großen Philosophen schreiben, an dem er sich seit langem abarbeitet, den Philosophen, der begriffen hat, dass er ein geschlossenes philosophisches System nicht entwerfen kann – also auch keine negative Dialektik –, über den Peter Gutman deshalb auch so lange kein „abschließendes“ Buch schreiben wollte oder konnte, den Philosophen, der schließlich seinem Leben selbst ein Ende gesetzt hat. Es handelt sich bei diesem Philosophen um Ls „Herr“, wie man im Verlauf der Erzählung erfährt.

Die Erzählung verknüpft unterschiedliche Ebenen:

- den erwähnten, in Briefen festgehaltenen Dialog der Freundinnen (Ruth und L.) und die Spurensuche der Erzählerin nach L. darin,
- den stetigen Dialog der Erzählerin mit Peter Gutman,

- ihre fortlaufenden Berührungen mit der US-Amerikanischen Wirklichkeit,
- die Reflexionen der Erzählerin auf die großen Männer des Exils in der Stadt der Engel, deren frühere Wohnungen/Villen sie z.T. aufsucht, deren Bücher sie in einem Antiquariat findet und in Händen hält,
- ihre immer wieder aufsteigenden Erinnerungen an den Niedergang des eigenen Landes und ihre damit verknüpften Hoffnungen als stetiger innere Dialog der Erzählerin, oder als das „ablaufende Tonband“, aus dem langsam der innere Dialog mit Angelina, dem Engel wird,
- schließlich die Selbstreflexionen der Erzählerin, abends in ihrem Zimmer, zu denen sie Kernsätze, in der Schrifttype abgesetzt, wie in Stein gemeißelt, auf ihrer Schreibmaschine festhält.

All dies liest sich sehr anregend – und all dies läuft im Kern auf vier Foci zu:

- die Grenzen der Selbstfindung der Erzählerin – der blinde Fleck der Einzelnen (siehe obiges Zitat) wie auch der Gesellschaft (s. u.),
- die Begegnung der Realität des amerikanischen Kapitalismus, und die Wiederbegegnung mit eigenen Erfahrungen im Realsozialismus darin: die ideologische Verblendung im Alltag der Menschen,
- die Grenzen des Umgangs mit dem sozialistischen Traum – und das Roman-Ende, in dem erneut die Frage nach den matriarchalischen Spuren am Beginn der – in Europa – mehr als dreitausendjährigen - Geschichte jener männlich geprägten Welt und Kultur auftaucht, die heute so beunruhigend erscheinen muss und aus der heraus es die einmal als möglich, ja fast sicher geglaubten alternativen Zukünfte so jedenfalls nicht geben wird,
- und schließlich die Frage, wie man im Wissen um all dieses weiter leben kann. Die völlige, kompromisslose Klarsichtigkeit der Cassandra in der gleichnamigen Erzählung, am Ende, den eigenen Tod vor Augen – eben die griechische Tragödie – und das eigene Weiterleben: Kompromisse, ein Rest an Hoffnung trotz der Hoffnungsdmüdigkeit, ein Blick auf Reste einer matriarchalischen Kultur bei den Hopi-Indianern kontrastieren hier miteinander. Geschichte, gesellschaftlich wie persönlich, ist offen, wir aber leben immer hier und jetzt, und mit dieser Offenheit als der „Fähigkeit, gehen zu lassen und sich zu öffnen“ müssen und können wir leben.

Am Schluss des Romans, als Christa Wolf als Ich-Erzählerin „eine vorläufige Arbeit zu einem vorläufigen Schluss“ gebracht hat, so wie das - ihr Engel, Angelina spricht das aus - immer ist, fragt sie sich zugleich, ob sie im Blick auf ihr kleines, unbedeutendes, vielleicht vom Anfang an mit dem Menetekel Untergangs gezeichneten Land in einem „banalen Irrtum so sollte gelitten haben“. Und Angelina erklärt „kategorisch, das spiele keine Rolle. Gemessen würden nur die Gefühle, keine Tatsachen.“ - ein Gedanke, der schon in der Cassandra-Erzählung auftaucht - . Und nicht die Sorgen darum, dass die Erde in Gefahr sei, sondern allein die Sorgen darum, dass die eigene Seele Schaden nehmen könne, seien

Sorgen, um die es sich lohne, „weil alles andere Unheil sich aus diesen ergebe“. Und die Ich-Erzählerin will eine Schleife zurück zum Anfang fliegen, die vielen Jahre ihrer Arbeit nicht einfach wegwerfen, weil ihr Alter ihr dies verbiete. Doch, und damit endet dieser große Roman:

„Angelina hatte zum Alter kein Verhältnis. Sie hatte alle Zeit der Welt. Sie wollte ihren Leichtsinn auf mich übertragen. Sie wollte, dass ich diesen Flug genoss. Sie wollte, dass ich hinuntersah und, abschiednehmend, mir für immer einprägte die großzügige Linie der Bucht, den weißen Schaumrand, den das Meer ans Ufer spülte, den Sandstreifen vor der Küstenstraße, die Palmenreihen und die dunklere Bergkette im Hintergrund.

Und die Farben. Ach, Angelina, die Farben. Und dieser Himmel.

Sie schon zufrieden, flog schweigend, hielt mich an ihrer Seite.

Wohin sind wir unterwegs?

Das weiß ich nicht“.

III. Die Neuanfänge des glücklichen Sisyphos

Ich habe hier beide Bücher, deren Entstehung mehr aus zwanzig Jahre auseinander liegt, im Zusammenhang betrachtet - im Hinblick auf den roten Faden meiner eigenen hier einmal mehr reflektierten „Orientierungssuche“, bei der sich aus meiner Sicht „Große Entwürfe als Sackgassen“ und „vorsichtige Schritte in schwierigem Gelände“ als anregend und hilfreich erwiesen haben. Zwei Aspekte, die mir sehr wichtig sind, haben sich so verknüpfen lassen:

Christa Wolfs Cassandra-Projekt eröffnet - mit den mir als Sozialwissenschaftler durchaus vertrauten Mitteln der Feldrecherche, weiter der Analyse und Deutung anderer Literatur und schließlich der Erzählung der Autorin - einen Blick auf 3000 Jahre menschlicher, und eben männlich geprägter, Kulturgeschichte. Ausgehend vom östlichen Mittelmeerraum, wo Orient und Okzident schon immer ihre Schnittstellen und gemeinsamen Entwicklungsursprünge hatten, gewinnt sie einen Zugriff auf unsere soziale Evolution, den ich für erhellender halte als viele soziologische Analysen. Sicherlich sind ihre Akzentsetzungen ganz andere als jene, die mich als empirischen Arbeitsforscher beschäftigt haben. Es geht um den zentralen Kritikpunkt in Bezug auf das erste große uns geschichtlich überlieferte Epos. Es geht um den literarisch überlieferten Anfang der Geschichte unserer, seither immer wieder als Geschichte von Kriegen zu beschreibenden, durch männlich-patriarchale Herrschaftsverhältnisse geprägten Zivilisation. Und es geht um deren radikale Kritik aus einer feministischen Perspektive, die ich, so scharf formuliert, sonst nicht gefunden habe. Auf philosophische Arbeiten neueren Datums, die in diesem Zusammenhang, aber unter anderen Aspekten im Hinblick auf

herrschaftlich geprägte männliche Weltverhältnisse erhellend sind – wie etwa die Untersuchung von Uta von Winterfeld über die „Naturpatriarchen“ -, bin ich erst später gestoßen.⁵ Und es ist es kein Zufall, dass meine eigenen Reflexionen anlässlich eines Kreta-Besuchs 2004, einige Jahre vor meiner Lektüre von Christa Wolffs *Kassandra-Projekt* bei allen Unterschieden doch in eine ähnliche Richtung wiesen.

Kreta, das war im Herbst 2004: nicht der Aufbruch am Ende der Schulzeit, der langen „Zeit mit Warten hin, mit lauter dumpfen Dingen“ (Rilke), vielmehr eine leicht melancholische Urlaubsstimmung, kurze Auszeit in einer Phase, in der ich meinte, gerade einen erfolgversprechenden Neuanlauf in Bezug auf zentrale Themen meiner Erwerbsarbeit als Arbeitsforscher begonnen zu haben. Ich hatte viel positiven Stress hinter mir und weitere anstrengende Erwerbsarbeit vor Augen – aber ich war seit meiner letzten Krise auch schon wieder seit längerer Zeit mit vielen neuen Selbstzweifeln beschäftigt. Heute, ein Jahrzehnt nur danach, hat sich das Bild der Welt massiv verändert, und ich hätte das damals nicht geglaubt, unbeschadet aller Skepsis, die mir damals schon eigen war. Mein Blick auf die Wirklichkeit ist heute ernüchterter denn je. Das diesem Essay vorangestellte Zitat aus dem letzten Roman von Christa Wolf signalisiert einige Nähe:

Gut ein solcher Blick hat immer auch eine Einfärbung durch ganz persönliche Lebensumstände, enttäuschte Hoffnungen für sich selbst oder nahestehende Menschen, gelungene oder gescheiterte Projekte. Die Erfolgsaussichten meines beruflichen Neuanlaufs zum Beispiel erwiesen sich rasch als trügerisch – egal wie verbissen ich mich um sie bemühte. Eine Zeit lang habe ich mich so – neben meiner Erwerbsarbeit – verstärkt auf die Position der distanzierteren literarischen Beobachtung zurückgezogen. Dann wieder habe ich alle meine Kraft von neuem auf meine wissenschaftliche Arbeit gerichtet – und damit auch auf meinen Anspruch, mich als beobachtender Teilnehmer weiter in die gesellschaftlichen Verhältnisse einzumischen, auf die sich mein sozialwissenschaftliches Interesse richtete. Doch ich traf erneut auf große Widerstände dieses Mal auch, so unerwartet, im Nahbereich meiner Forschungsgruppe. Und so bin ich nach dem Ende meiner Erwerbsbiographie, angesichts neu gewonnener Freiheiten verstärkt dazu übergegangen, grundlagentheoretisch zu arbeiten und philosophisch systematischer zu den radikalen Anfängen der europäischen Aufklärung zurückzugehen, um über die Voraussetzungen meiner wissenschaftlichen Arbeit nachzudenken. Das hat mir in den vergangenen fast vier Jahren sehr geholfen. Denn die Selbstverständigung über die eigenen Orientierungen in der Welt ist wichtig, um wenigstens erfolgreich scheitern zu können. Wenn die Verhältnisse sich so entwickeln, dass dies fast

⁵ In der Auseinandersetzung mit bedeutenden soziologischen oder philosophischen Autoren der jüngeren Vergangenheit, wie etwa Norbert Elias oder Helmuth Plessner (Martens 2013 und 2014) ist mir hingegen sehr klar geworden, dass deren Denken – unbeschadet der Bedeutung ihrer jeweiligen Beiträge für grundlegende soziologische oder philosophische Fragen - hinsichtlich der Geschlechterfrage schlicht bar jeglichen Problemverständnisses ist.

Schreckensstarre auslösen müsste, hilft solche Reflexion, eben diese zu vermeiden. Sie ermöglicht es, in der Lage zu bleiben zu handeln, sich selbst nicht zu verlieren. Ich habe so Grundlagen für mich gelegt: zum einen, um noch einmal in empirische Arbeitsforschung einzusteigen, im Team zu arbeiten, zusammen mit anderen zu beweisen, dass man in anscheinend heillose losgelassene Verzehrungsprozesse immer noch eingreifen kann; zum anderen, um in der Zeit des Alterns, die doch auch Zeit der Reflexion auf das eigene Leben sein sollte, noch einmal verstärkt solche Reflexion auf die Verhältnisse und auf mich selbst voranzutreiben – oder in Christa Wolffs Worten: der Spur der Schmerzen nachzugehen.

Christa Wolfs letzter Roman ist unter dem Eindruck aktueller geschichtlicher Umbrüche geschrieben, die die Autorin ähnlich, und dann doch wieder ganz anders als ich unter dem Blickwinkel eines epochalen Umbruchs zu verstehen sucht. Hier geht es nicht nur, wie in der Cassandra-Erzählung, darum, die Frage von Krieg und Frieden, an einem Punkt der seitherigen historischen Entwicklung zum Thema zu machen, an dem sozusagen auf der Hand liegt, dass diese lange Kette von Kriegen als ‚Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln‘ an ihr Ende gelangt. Zu dem scharfen Blick auf eine Sackgasse, an die eine dreitausendjährige Entwicklung männlich geprägter Kulturgeschichte heute zu führen droht, kommt nun aufgrund persönlich als zutiefst einschneidend erlebter Erfahrungen die „Hoffnungsmüdigkeit“, von der schon in einer der Vorlesungen zum Cassandra-Projekt die Rede ist, noch einmal ganz anders systematisch in den Blick. Untergegangen ist für die Autorin mit der DDR nun definitiv auch die letzte große Menschheitsutopie aus dem 19. Jahrhundert – jedenfalls in der Form, in der aus ihr ein „Realsozialismus“ geworden ist, dem seine zur Ideologie verkommene Fortschrittsgewissheit unverbrüchlich wissenschaftlich ebenso garantiert schien wie darin die Führende Rolle der Partei. Und dies wird in dem zweiten Roman in den Mittelpunkt eines bis an die Grenze des persönlich erträglichen selbstkritischen Nachdenkens über die eigene Lebensarbeit für eine bessere Zukunft und zugleich die Zukünfte getrieben, die wir uns in scheinbar aussichtsloser Lage vielleicht doch noch eröffnen können. Ganz entscheidend ist, dass wir, also jeder von uns, als endliche, vernunftbegabte Wesen - die sich aber darüber im klaren sein sollten, dass dabei in der Tat immer allererst die Passion vorangeht – hier nicht als rationale Beobachter, und als in unseren Erkenntnisprozessen objektivierbaren Entwicklungsprozessen gegenüberstehend, begreifen dürfen⁶, sondern dass es hier immer um objektiv-subjektive Prozesse und Verhältnisse geht, in die wir sozusagen mit Haut und Haaren involviert sind. Der radikale französische Aufklärer Denis Diderot, der immer den Vorrang der Leidenschaften, der Passion vor der Vernunft betont und – abgesetzt gegen Rene Descartes‘ Maxime, welche das denkende Ich als „Vernunftsubjekt“ aus einem ausgeprägten Bedürfnis nach Sicherheit und Ordnung heraus einer von ihm

⁶ In der Systemtheorie bis zu dem Punkt getrieben, dass es besser sei, auf die Eigenlogik, die Autopoesis dieser Prozesse zu vertrauen statt zu versuchen, handelnd in diese Prozesse einzugreifen, also einem Primat der Politik durch unser Zusammenhandeln Geltung zu verschaffen (zur Kritik ausführlich Martens 2013, 162-229).

abgespaltenen Welt gegenüberstellt, die es sich „aneignen und beherrschen *muss*“, so Winterfeld (2006, 82, Hervorhebung im Original) - formuliert: „Ich denke, ich fühle, ich empfinde, ich handle, ich erfinde, ich sterbe – also bin ich“ (zitiert nach Raupp 2013, 92). Diderots eher existenziell ungebundenes Ich ist gegenüber dem Ich von Descartes eher neugierig und voller Begeisterung für alles, was ihm Natur und Menschenwelt offenbaren können.

Ich habe ja bereits am Beginn dieses Essays betont, dass für mich als Bürger der Bundesrepublik, der sich seit den 1968er Jahren mit den Traditionen des westlichen Marxismus, und zugleich mancher ernst zu nehmender Kritiken daran, die Implosion des Realsozialismus eine zwar überraschende, jedoch keinesfalls für das eigene Selbstverständnis zutiefst einschneidende Erfahrung gewesen ist. Allerdings bin ich zu dieser Zeit – unter anderem war ich damals als empirischer Arbeitsforscher mit Projekten zur „Transformationsforschung“ beschäftigt – ostdeutschen Kollegen begegnet, die im Realsozialismus gelebt und gearbeitet hatten,⁷ und nun, auf der Suche nach Reorientierung, vor allem aber nach Anschlussfähigkeit an den westlichen Wissenschaftsbetrieb, im persönlichen Gespräch schon einmal sagten: vor der ‚Wende‘ hätten sie einerseits bestimmte Vorstellungen von der sozialistischen Alternative durchaus als für sich verbindlich erachtet, sich aber doch auch manches Mal gesagt, dass es doch schon merkwürdig sei, dass sich nun gerade zu ihrer eigenen Lebenszeit die Dinge grundsätzlich zum Besseren wenden sollten.

Der Weg zur grundsätzlichen Infragestellung des „blinden“ Fortschrittsoptimismus der alten, vergangenen Arbeiterbewegung – kennzeichnend für alle ihre Strömungen – ist von hier aus eigentlich nicht weit; und wenn man dann auf der Höhe unserer Zeit hinreichend nüchtern auf die multiplen Krisenentwicklungen schaut, die den epochalen Umbruch unserer Tage begleiten, dann sieht man eben:

- die fortschreitende Erosion alter, institutionell verbürgter sozialer Sicherheiten
- und eng damit verknüpft auch eine fortschreitende Krise des demokratischen Projekts der Moderne selbst,
- die in keiner Weise bewältigten, ja kaum wirklich ernsthaft angegangenen ökologischen Risiken, die uns nicht nur zur Feststellung eines eigenen, kurzen menschengemachten geologischen Erdzeitalters, des Anthropozäns sondern zugleich auch zu dessen baldigem Ende führen könnten,
- weiter zwar nicht mehr die Kriegsdrohung aus den Zeiten der Nachrüstungsdebatte während der Blockkonfrontation, aber eine zunehmende Zahl lokaler Kriege, failed States, geopolitisch motivierter strategischer Interventionen von Großmächten.

Man muss da wahrhaftig kein Schwarzmalerei sein, um zu konstatieren, dass die Verhältnisse durchgehend schlimmer geworden sind, und man wird sich dann

⁷ Mit sicherlich einmal mehr und ein anderes Mal weniger kritischer Distanz zu den in der DDR herrschenden Verhältnissen, das kann und will ich überhaupt nicht beurteilen, geschweige denn bewerten.

vielleicht an einen Dialog der Ich-Erzählerin in der „Stadt der Engel“ mit ihrer Romanfigur Peter Gutman erinnern. Er lautet:

„Die entscheidende Frage ist doch, wie dick und wie haltbar die Decke unserer Zivilisation ist. Wie viele vernichtete sinnlose, perspektivlose Existenzen sie tragen kann, bis sie an dieser oder jener Stelle reißt, dort, wo sie mit heißer Nadel genäht ist. Und dann? Damals war ich noch sparsamer im Umgang mit dem Wort BARBAREI, heute liegt es mir auf der Zunge. Die Nähte sind geplatzt, die unsere Zivilisation zusammen hielten, aus den Abgründen, die sich aufgetan haben, quillt das Unheil, bringt Türme zum Einsturz, lässt Bomben fallen, Menschen als Sprengkörper explodieren.“ (Wolf 2009, 38f)

Der Anfang und das mögliche Ende unserer Zeit: das ist die Zeit des Anthropozäns, dieses evolutionsgeschichtlich so kurze Zeitraums, in dem die ‚endliche aber vielbrauchende Gattung‘ Mensch heute scheinbar alles daran setzt, diesen kurzen Zivilisationsprozess, der unter einer ‚dünnen, wenig haltbaren Decke‘ das Naturwesen Mensch mit all seiner Mitgift aus der vorangegangenen biologischen Evolution hervorgebracht hat, zu beenden. Und der Anfang und das Ende je individueller Lebenszeit, also unseres kurzen Gastrechts auf dieser Erde, das ist der Brennspeigel, durch den allein wir auf diese unsere Gattungsgeschichte schauen können. Und wenn wir das philosophische Denken ernst nehmen, das dort beginnt wo der Glaube aufhört, dann müssen wir doch auch ernst nehmen, dass wir danach mit dem positiven Wissen über unsere Welt nicht so sonderlich weit gekommen sind. Bestimmend bleibt im Alltag noch immer der Glaube – heute der in unsere Wissenschaft und unsere Vernunft. Nur wenige sind bereit die Unvernunft der herrschenden sozialen, politischen wie wissenschaftlichen Prozesse zu erkennen. Die Multiplen Krisenentwicklungen schreiten derweil weiter voran, und über die Einsichten Denis Diderots sind wir noch nicht weit hinaus.⁸ Und insofern gilt noch immer, was er am Ende seines Lebens geschrieben hat:

„Die Welt ist das Haus des Starken. Erst am Ende werde ich wissen, was ich in dieser großen Spielhölle, in der ich mit dem Würfelbecher in der Hand - tesseras agitans – etwa sechzig Jahre verbrachte, verloren oder gewonnen habe. (...) Was nehme ich wahr? Formen. Und was noch? Formen. Den Inhalt kenne ich nicht. Im Schatten der Dunkelheit wandeln wir selbst als Schatten unter Schatten für die anderen und für uns selbst. Wenn ich den Regenbogen über den Wolken betrachte, so sehe ich ihn; doch für denjenigen, der unter einem anderen Winkel auf ihn blickt, ist dort nichts.“ (Diderot, zitiert nach Lepape, 1994,430))

⁸ Systematisch ist hier nicht zu erörtern, wie sehr dieser radikale Philosoph der europäischen Aufklärung in seinem Denken mehr unser Zeitgenosse ist als der seiner Zeit – und wie wenig wir in unserer Zeit über sein Denken, und über das Wissen seiner Zeit, wirklich hinaus sind. Ich habe in meinem Essay über „Denis Diderot und das vergessene Erbe der Aufklärung“ einiges dazu ausgeführt.

Und aus diesem Urteil folgt dann, wie Lepape schreibt, noch immer mit Diderot:

„Es gibt nur eine Tugend, nämlich die Gerechtigkeit, nur eine Pflicht, nämlich das Glücklichein, und nur eine Folgerung, nämlich sich aus dem Leben nicht allzuviel zu machen und den Tod nicht zu fürchten.“ (ebenda)

Was kennzeichnet vor diesem Hintergrund Christa Wolfs Selbstprüfungen nach dem Ende der großen Erzählungen? Zum einen ist hier der Verlust der alten Utopie und der des dahinter stehenden geschichtsmetaphysischen gesellschaftlichen Entwicklungsmodells zu nennen - lebensgeschichtlich einschneidend und dramatisch mit der Implosion des Realsozialismus erlebt. Und dies ist ein Verlust, den Diderot so nie erleiden musste, da er die im objektiven Idealismus der späteren deutschen Philosophie wurzelnden überschießenden Hoffnungen der sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts nie teilen musste. Aber den Verlust des Glaubens in das Heilsversprechen der katholischen Kirche war für den Jesuitenschüler Diderot zu einer Zeit, in der das Ancién regime noch umfassend herrschte, sicherlich einschneidend. Zum zweiten muss man die darüber – und über die Fortexistenz männlich geprägter Herrschaftsverhältnisse in den Ländern des Westens - nochmals bestätigte radikale feministische Perspektive und den kritischen Blick auf 3000 Jahre männlich dominierter Kulturgeschichte in Erinnerung rufen. Und da ist es höchst bemerkenswert, dass Diderot zu seiner Zeit, die doch noch die hohe Zeit des Patriarchats gewesen ist, diese Dimension von Herrschaft sehr klar gesehen hat. Zum Dritten schließlich ist, von beiden Einsichten ausgehend, eine Orientierung auf unterdrückte, unterworfenen, ausgebeuteten Momente menschlicher Subjektivität zu nennen. Gegen „das Elend der Welt“ (Bourdieu) mit seinen gemessenen Tatsachen stellt Christa Wolf die Betonung der überragenden Bedeutung der menschlichen Gefühle – und zugleich gewinnt sie aus einem Gefühl der Hoffnungsmüdigkeit heraus die Anerkennung der Offenheit der Zukunft. Man könnte vielleicht auch sagen, dass sie hier auf ihre Art einen verbleibenden kleinen Rest von Hoffnung auf das Arendtsche „Wunder der Politik“ richtet; und man kann wieder den Bogen zurück schlagen zu der herausragenden Gestalt der radikalen französischen Aufklärung: „Es ist meiner Überzeugung nach tausendmal leichter, dass ein aufgeklärtes Volk in Barbarei zurückkehrt, als dass ein barbarisches Volk auch nur einen Schritt auf die Zivilisation hin tut,“ schreibt er 1771 in einem Brief an die Fürstin Daschkowa, um dann ganz nüchtern zu konstatieren: „Es scheint in Wahrheit, dass alles, das Gute wie das Schlechte, seine Zeit der Reife hat“.

Ja, so etwa würde ich hier zusammenfassen. Und das führt mich dann noch einmal zu der Frage, wie sich dazu mein eigener selbstkritischer Rückblick verhält, zu dem ich vor zehn Jahren ‚am Anfang und am Ende unserer Zeit‘ angesetzt hatte. Was den kritischen Blick auf unsere Zivilisation anbelangt, so sind die Gemeinsamkeiten mit Christa Wolf groß. Es gibt aber eben auch Unterschiede und unterschiedliche Akzentsetzungen:

Zunächst einmal macht es einen gewaltigen Unterschied, ob jemand solche Fragen – und darin eingebettet angesichts der Dramatik, in der sie erlebt werden, die Frage

nach der Redlichkeit des eigenen Umgangs mit ihnen innerhalb der eigenen Berufsbiographie – stellt als weitgehend unbekannter Wissenschaftler oder als öffentliche Person, in einer als Schriftstellerin prominenten und weithin anerkannten, und deshalb auch immer wieder sorgsam zu prüfenden und ggf. zu verteidigenden Position. Was die Wolf also öffentlich reflektieren muss – und als Schriftstellerin ohnehin immer unter ganz systematischer Einbeziehung ihrer Subjektivität⁹ - das kann der Wissenschaftler – und je weniger er öffentliche Person ist desto leichter – eher im Verborgenen lassen. Aber das hat selbstredend auch seine Kehrseite: Wenn man denn von sich selbst meint, halbwegs Nützliches zu einem gesellschaftlich bedeutsamen Gegenstandsbereich sagen oder schreiben zu können und sich dabei philosophisch über die eben angesprochenen Zusammenhänge einer durch die gesellschaftlichen Subjekte konstituierten Lebenswelt durchaus im Klaren ist, dann kann es auch bitter sein, wenn man nur relativ geringe Resonanzen zu erzeugen vermag. Da mag die Schriftstellerin ruhig in ihrem letzten Roman schreiben, dass sie als Intellektuelle letztlich wohl nur für Intellektuelle geschrieben habe; ihr bleibt jedenfalls die größere Resonanz.

Dann ist es bei der Wolf in diesen beiden Romanen insbesondere die feministische Perspektive, aus der heraus sich ihre Kritik an den Herrschaftsverhältnissen patriarchaler Welten entfaltet – sozusagen von der Ilias bis hin zum Realsozialismus. In der Cassandra-Erzählung ist sie zentral – im Rückblick auf den Realsozialismus nicht ganz so deutlich, aber es sind auch hier die Bemühungen um die Rekonstruktion der Biographien zweier Frauen als kritischen Begleiterinnen der Arbeiterbewegung, von denen her die Autorin den Blick auf zeitgeschichtliche Entwicklungen bis hin zu ihrer Gegenwart gewinnt. Mich interessieren und beunruhigen hingegen männlich geprägte Herrschaftsansprüche und Verhältnisse gleichgewichtig auch im Blick auf das Naturverhältnis. Das taucht bei der Wolf in der dritten poetischen Vorlesung zum Cassandra-Projekt zwar auch einmal auf (vgl. Fn, 5), beschäftigt sie aber nie zentral.

Mein Angelpunkt ist schließlich seit langem der existenzialistische Blick auf mein Leben und auf unsere Welt. Die Ent-täuschungen in Bezug auf die Versprechen des Sozialismus haben bei mir eine ziemlich lange Geschichte – und diese Versprechen des Sozialismus waren zu keiner Zeit mit dem Projekt des Realsozialismus verknüpft. Es ging also, wenn schon, dann um Zukunftsentwürfe, die in meinen Gegenwarten immer noch ortlos geblieben waren, auch wenn ich mindestens einmal an einem Ort Eindrücke gewonnen habe, die mir für kurze Zeit das Gefühl vermittelt haben, die Menschen hier befänden sich immerhin schon ein paar kleine Schritte weiter auf dem

⁹ Marcel Reich-Ranicki hat einmal völlig zutreffend konstatiert, Schriftsteller schreiben immer über sich selbst. Und ich halte es für wahrscheinlich, dass Christa Wolfs Feststellung, die Literatur eröffne den unverstelltsten Zugang zur Wirklichkeit eben damit zu tun hat: denn die Wirklichkeit lässt sich nie in subjektive und objektive Gegebenheiten auftrennen sondern besteht immer, wie Alexander Kluge einmal formuliert hat aus „subjektiv-objektiven Mischungsverhältnissen“. Die große Annäherung an die Wirklichkeit wird also in großer Literatur deshalb möglich, weil der eigene subjektive Anteil am Erleben wie Herstellen von Wirklichkeit genau reflektiert und der der literarischen Figuren, über die man den Zugang zur Wirklichkeit sucht, entsprechend sorgsam gestaltet wird.

Weg, der nie allein das Ziel sein kann, auf dessen Gestaltung es aber entscheidend ankommt, wenn es erreicht werden soll. Aber auf dem Rückflug aus einem kurzen Urlaub auf Cuba im Winter 1976/77 hatte ich die Erntehelfer im Flieger dann doch eher als Sisyphos vor Augen – auch wenn ich mich erst einige Jahre später mit Albert Camus glücklichem Sisyphos systematischer beschäftigt habe.

Es geht also ums Tun und nicht ums Siegen. Man muss sich darauf verstehen, immer wieder erfolgreich zu scheitern und begreifen, dass das einem die Möglichkeit eröffnet, im nächsten Neubeginn zu leben. Am Ende - aber an welchem denn, wenn es denn nicht auch wieder ein Anfang ist - zu den Siegern zu gehören, das ist der extrem unwahrscheinliche Fall. Auch die ganz Großen am Beginn der europäischen Aufklärung gehörten nicht dazu. „Sieger sehen anders aus“, schreibt Phillip Blom über Denis Diderot und den Baron Paul Henri Thiry d'Holbach. Und Denis Diderot dürfte auch am Ende noch nicht gewusst haben, was er „in dieser Spielhölle“ gewonnen oder verloren hatte. Schließlich hat er in seinen letzten zwanzig Lebensjahren ganz bewusst Texte geschrieben die für LeserInnen in einer späteren Nachwelt gedacht waren. Und er wusste, dass zu seiner Zeit die Aufklärung in den Vorstädten von Paris endete und hat dennoch ihre Fahne hochgehalten.

Was mich heute anbelangt, so bleibt aus solcher Haltung heraus immer wieder die neuerliche Hinwendung zu meinem Lebensprojekt – ernüchert, aber ungebrochen. Sie schließt weitere, fortgesetzte und immer wieder vergnügliche Arbeit an meinen philosophischen und vielleicht auch literarischen Reflexionen ebenso ein wie die Möglichkeit zu fortgesetzter arbeitswissenschaftlicher, –soziologischer. -politischer Forschung und Beratung. Dabei mag es dann bisweilen nicht leicht sein, die Begegnung mit so mancher Borniertheit der außerwissenschaftlichen Praxis auszuhalten, aber sie bietet auch immer neu die Chance, dem herrschenden Betrieb einen Spiegel vorzuhalten, in dem er kenntlich wird, ja sie zwingt geradezu dazu, dies zu tun. Und immerhin gibt es ja auch die Augenblicke, in denen man die Begegnung Gleichgesinnter machen kann – nicht nur im Wissenschaftsbetrieb, der weiß Gott auch genügend Bornierungen kennt, sondern auch in der außerwissenschaftlichen Praxis. Meine Reflexionen während des Kreta-Urlaubs 2004 leben ja nicht zuletzt auch von der zufälligen Begegnung mit Menschen, die mir in ihrem praktischen arbeitspolitischen Handeln nahestanden. Der Arendt, die den Anspruch des verändernden Handelns für typisch Männlich hielt, reichte es hier nach eigener Aussage, gelegentlich auf Menschen zu treffen, denen ähnliche Gedanken gekommen waren wie auch ihr, um an ihrer Hoffnung auf das Wunder der Politik festzuhalten, also daran, dass aus vorausseilendem Denken eines Tages auch Taten folgen könnten, eben weil die Menschen als Menschen zur Politik begabt seien. Und selbst dann, wenn man wie die Wolf voll Hoffnungsmüdigkeit nur noch mit seinem Engel fliegen mag, wird einen ein Rest von solcher Hoffnung noch begleiten.

Man könnte hier auch mit Alexander Kluge in seiner Dankesrede aus Anlass der Verleihung des Heinrich-Heine-Preises 2014 die Poeten als die „geistigen Macher aller Zeiten“ ansehen, die „wechselseitig ihre Arbeit fortsetzen, Kontinuitäten schaffen“, auf denen Utopie beruhe. So würde auch Heinrich Heine, so Kluge, „vom

Elysium aus“ auf die Frage nach seiner Beurteilung „unserer Weltverhältnisse im Jahr 2014/2015“ nicht diskursiv antworten, sondern „anfangen zu arbeiten, zu dichten“. Und auch wir könnten seine Texte fortschreiben – in dem vermessenen Glauben, dass „jedes Gramm, das die Poesie in die Waagschale“ lege, „Zentner von irre werdender Realität“ aufwiegen könne. Von diesem Aberglauben lebten wir und in ihm arbeite die moderne Poetik, und – und so endet seine Rede – dies entspreche „der rebellischen Kraft in uns Menschen, dem Antirealismus des Gefühls“ und „Alles Denken und Fühlen ist alt und sehr jung. Es gehört zu den Engeln, die uns begleiten.“

Ausgewählte Literatur:

- Abelshauer, W. (2009): Nach dem Wirtschaftswunder. Der Gewerkschafter, Politiker, Unternehmer Hans Matthöfer, Bonn
- Arendt, H. (1967): Vita activa, oder Vom tätigen Leben, München
- (2003): Denktagebuch (Hg. Von U. Ludz u. I. Nordmann), 2 Bände, Zürich
- Biesecker, A. (1999): Kooperative Vielfalt und das „Ganze der Arbeit“. Überlegungen zu einem erweiterten Arbeitsbegriff. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung GmbH (WZB), Paper 00504 der Querschnittsgruppe „Arbeit und Ökologie“
- Blom, P. (2010): Böse Philosophen. Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung,
- Brandt, R. (2002): Zustand und Zukunft der Geisteswissenschaften. Phillips-Universität Marburg, Abschiedsvorlesung am 27. Juni 2002 (<http://web.iuni.marburg.de/kant/webseiten/brabs2.htm/>)
- Brödner, P. u.a. (2009) Das Nordische Modell,
- Kambartel, F. (1994): Arbeit und Praxis, in: Honneth, A. (Hg.): Pathologien des Sozialen. Die Aufgaben der Sozialphilosophie, Frankfurt am Main, S. 123-139
- Heintze, C. (2008): „Der aufhaltbare Abstieg in die polarisierte Ungleichheitsgesellschaft. Deutsche (Staats-) Anorexia und die skandinavische Alternative“, Heft 120 der Pankower Vorträge, Berlin im Juni 2008 (Online-Publikation unter: http://www.axeltroost.de/article/2622.cornelia_heintze_der_aufhaltbare_abstieg_in_die_ungleichheitsgesellschaft.html).
- Koeppen, W. (1974) Angst, in: ders. Gesammelte Werke 3, erzählende Prosa. Frankfurt am Main, S. 233-246
- Kluge, A. (2014): Nichts ist stiller als eine geladene Kanone. Über die Kunst Blindgänger zu entschärfen, die Teilchenbeschleuniger und den Ursprung des Erzählens: Dankesrede zum Heinrich-.Heine-Preis 2014 – und Zwiegespräch mit meinem Laudator Anselm Kiefer, in: Süddeutsche Zeitung 15. 12. 2014
- Martens, H. (2013): Anschlussfähigkeit oder politische Subjektivierung. Zur grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter Arbeitsforschung Eine auch persönliche Bilanz, Münster
- (2014a): Subjektivierung und neues zivilisatorisches Modell. Plessner, Elias, Arendt, Rancière und Foucault zusammen- und weiterdenken, Münster (im Erscheinen)
 - (2014b): Denis Diderot und des vergessene Erbe der Aufklärung. Die radikale Aufklärung als Inspiration und Warnung angesichts der Träume der westlichen Zivilisation, www.drhelmutmartens.de
- Negt, O.; Kluge, A. (1981): Geschichte und Eigensinn, Frankfurt am Main
- Raupp, W. (2013): Denis Diderot. Ein funkensprühender Kopf. 100 Gedanken. Ein Mosaik zum 300. Geburtstag des französischen Philosophen. Eingeleitet und ausgewählt von Werner Rupp, Tübingen

- Winterfeld, U. v. (2006): Naturpatriarchen, München
- Wolf, C. (2000a): Cassandra. Erzählung, in Wolf, C. Werke 7, München, S. 225-386
- (2000b): Frankfurter Poetik-Vorlesungen, in Wolf, C. Werke 7, München, S. 7-223
 - (2010): Stadt der Engel. Oder: The Overcoat of Dr. Freud
- Wolf, F. O. (201):Frauenbewegung und Philosophie: Rückblick auf eine Nicht-Begegnung,.
Berlin (Manuskript)
-